

# DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

**6-7/88**

Juni

\*

Fassen wir also kurz zusammen.

Keiner will Revolution, keiner macht Revolution,  
niemand braucht Revolution, und irgendwie fehlt sie einem doch.

(Matthias Beltz)

\*

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann  
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Matthias Beltz, geb. 1945; Kabarettist und Publizist; u.a.: Vorläufiges Frankfurter Fronttheater; u.a.: Pflasterstrand, Josef.

Michael Charlier, Dr. phil., geb. 1944; Publizist, Essen.

Gerd Fuchs, geb. 1932; u.a.: Ein Mann fürs Leben, Erzählung, Autorenedition 1978; Stunde Null, Roman, Autorenedition 1981; Die Amis kommen, Rowohlt-Rotfuchs 1984; Schinderhannes, Roman, Hoffmann und Campe 1986.

Peter Furth, Dr. phil., geb. 1930; Professor für Sozialphilosophie an der FU-Berlin; u.a.: Soziologische Positionen (mit Mathias Greffrath), Frankfurt 1977; Arbeit und Reflexion (Hrsg.), Köln 1980; Zur gegenwärtigen Lage des Friedens, in »Widerspruch 3«, Zürich 1982.

Agnes Hüfner, Dr. phil., geb. 1938; Publizistin, Düsseldorf.

Michael Otte, Dr. rer. nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik in Bielefeld; u.a.: Mathematiker über Mathematik (Hrsg.) 1974; Mathematik, die uns angeht (gem. mit anderen Autoren) 1980; Wissen als 'society of minds', Einleitungssessay zur dt. Übersetzung von S. Papert: Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982.

Hans Platschek, geb. 1923; Maler und Publizist, Hamburg; u.a.: Retrospektive in Nikolay, Kopenhagen, 1981; Über die Dummheit in der Malerei, Suhrkamp 1984; Engel bringt das Gewünschte, Suhrkamp, Juli 1987.

ISSN 0176—7232

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald  
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360  
Konto 5717004, Deutsche Bank (BLZ 30070010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli-August)  
Abo-Heftpreis 12,-DM (einzelne 15,-)+ Versandkosten; Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.  
Vertrieb: Inter-Abo, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Copyright © und Verlag: Michael G. von Bentivegni-W.  
Korrektur: Christel Kauder; Druck: Plitt;  
Gestaltung: Kurt Weidemann, Anzeigenpreisliste 2/86

Matthias Beltz Ja zum Bahnhof — <i>Editorial</i>	2
Gerd Fuchs Das Erdbeben von Frankreich	5
Michael Charlier Warum ist hier kein Gedenkstein? Die Sehnsucht nach dem Stillstand der Geschichte	10
Agnes Hüfner Zweierlei Sprache Die Schriftstellerkongresse 1947 (Berlin) und 1948 (Frankfurt)	13
Elisabeth Langgässer Die Sprache des Schriftstellers in Isolierung und dialogischer Begegnung	32
Hans Platschek 14 Arten, die Malerei zu beschreiben	37
Peter Maiwald 40. Nummer der Debatte — <i>Gedichte</i>	46
Peter Furth Über Erinnerung	49
Michael Otte Alan Turing (1912 — 1954)	56
Ben's HistoMat Mitternachtszeitung für gebildete Leser	61
Supplement nachgelassener Debatten: Adelbert von Chamisso	67
Gesamtinhaltsverzeichnis 1/84 bis 6-7/88 nach Autoren	70

Matthias Beltz

## Ja zum Bahnhof

Wenn etwas zu Ende geht, wie es heuer die 80er Jahre tun, dann ist es gut, noch keine Rückschau zu halten sondern das prophetische Wort zu pflegen. Nicht in den Süden und nicht zu den Müttern, zu den Enkeln wende sich die Aufmerksamkeit hin, zu den Enkeln, die es einmal besser auszulöffeln haben, was wir, die wir Bestandteil ihrer dann jüngsten Vergangenheit sind, heute anrichten und auftafeln.

Die Zukunft gewinnt nur, sagt Michael Stürmer, der Geschichte als Therapie für mangelndes Nationalgefühl anwendet, die Zukunft gewinnt nur, wer die Erinnerung füllt, die Begriffe prägt und die Vergangenheit deutet. Es geht also um die Macht. Oder wie jüngst die Frankfurter Allgemeine Zeitung schrieb: "Wer die Bilder arrangiert, besitzt die Macht."

Hier lämmelt schon wieder konservative Bescheidenheit. Bilder lassen sich ja auch per Säure verändern, dann liegt ein Anschlag vor, oder es werden neue Bilder in die schon vorhandene Sammlung gehängt, oder das ganze Museum fliegt in die Luft, und die Bilder finden auf der Straße statt.

Das aber wiederum klingt nach Revolution, die inzwischen voll in der Hand von »Pfanni« ist. Diese Firma wirbt für ein Nudelgericht mit der treffenden Parole: "Jede Revolution beginnt mit einem Auflauf". Betrachten wir die Linke unter dem Gesichtspunkt ihrer Spaghettihaftigkeit und erinnern uns kurz an die trefflichen Worte, die noch einmal die Frage beantworten: 20 Jahre 1968 und warum eigentlich nicht?

Parmesan und Partisan —  
wo sind sie geblieben?  
Partisan und Parmesan —  
alles wird zerrieben.

Parlamentarischer Optimismus und fundamentale Melancholie koordinieren das linke Lebensgefühl. Jürgen Habermas plauderte neulich in einem Gespräch mit Rainer Erd über die Errungenschaften der 68er Revolte. Er sehe heute mit Aufatmen, "daß die Wenderegierung auf den liberaleren Teil ihres Klientels Rücksicht nehmen muß, daß sie sich auf das, was ich etwas optimistisch Fundamentalliberalisierung genannt habe, einstellen muß. Heute gibt es in Deutschland Mehrheiten, vor denen man keine Angst mehr haben muß." (FR, 11.3.88) Andermorts flattert noch ein wenig der Mantel der Trauer über den Revolutionsverlust, über den nicht erreichten Sieg im Klassenkrieg, über das Ende vom prinzipiellen Hoffen durch die Rohbauten linker Heimatentwürfe.

Fassen wir also kurz zusammen. Keiner will Revolution, keiner macht Revolution, niemand braucht Revolution, und irgendwie fehlt sie einem doch.

Die Idee der großen Umwälzung hat sich in die Metaphysik, in die Zauberwelt der Bilder, verzogen und überlebt dort zäher fast als im realen Sozialismus. Also lautet die Alternative heute nicht Sozialismus oder Barbarei sondern: Aufklärung oder Bilder arrangieren.

Nun schauen wir in die Zukunft. Man muß heute keinen Bundeskanzler mehr schlachten, um aus seinen Eingeweiden das herauszulesen, was auf uns zukommt. Es reicht der Blick nach Frankreich oder in das Innere unserer Großstädte, um gemach und tapfer den Weg aus der Hoffnungslosigkeit über die Verzweiflung in die Trostlosigkeit hinein zu schlendern.

Im Jahre des 100. Geburtstags von Carl Schmitt hat sich eines seiner Theoreme, daß nämlich die Unterscheidung zwischen Freund und Feind das Wesen des Politischen ausmache, nunmehr auch recht wirkungskräftig in die Frauenbewegung eingeschlichen, gleichsam den Feminismus penetriert und Macht ergriffen. Die wesentliche Unterscheidung vor dem Horrorhorizont aus Pornographie, Frauenverachtung & Müttermanifestationen ist diejenige zwischen frauenfeindlich und..., ja, der komplementäre Begriff fehlt noch, wahrscheinlich ist er unbeschreiblich 'weiblich'. Sinn dieser Kampagne ist die Feststellung, daß der Mann von Haus aus (= anthropologisch) eine Sau ist, die es zu zügeln gilt. Homo

feminae lupus: Der Mann ist der große böse Wolf, und zum Schutz der Frau, die als Schweinchen schlau durch die Gegend hastet, brauchen wir einen antipornographischen Ständestaat. Der skeptische Realist Thomas Hobbes hatte in diesem Jahr seinen 400. Geburtstag.

Das Jahr 1988 ist eben wieder ein Jahr der Jubiläen. Wir feiern 50 Jahre Anschluß Österreichs und 200 Jahre Arthur Schopenhauer, und jeder fragt sich, wie konnte es zu Arthur Schopenhauer kommen. So schiebt sich die Gegenwart auf ihr eigenes Abstellgleis, und die Zukunft ist ein Bahnhof, aus dem der entscheidende Zug immer gerade schon abgefahren ist. Bereiten wir uns also vor auf 1989 und begehen würdig die Erinnerung an das, was vor uns liegt: liberté, égalité, variété.

*Joseph Conrad: "Bedenken Sie, Razumov, daß Frauen, Kinder und Revolutionäre die Ironie, diese Verneinung aller hochherzigen Instinkte, jeden Glaubens, jeder Aufopferung, jeder Handlung, verabscheuen!"*

Gerd Fuchs

## Das Erdbeben von Frankreich

Wächst Westeuropa wenn schon nicht in den Sozialismus so doch in den Faschismus hinüber? Beim ersten Wahlgang zu den französischen Präsidentschaftswahlen wurden für Jean Marie Le Pen und seinen Front national 4,3 Millionen Stimmen (14,38 %) abgegeben, bei gleichzeitiger Kandidatur zweier konservativer bis rechtskonservativer Kandidaten; von Mitterrands spezifischem Konservativismus zu schweigen.

Zwei Drittel seines Anhangs ließen Le Pen von der bürgerlichen Rechten zu, vor allem von Chiracs Sammlungsbewegung RPR. Von den Landwirten stimmte jeder fünfte für Le Pen, aus der Gruppe der Kleinhändler und Handwerker etwa jeder dritte. Insofern weist seine Wählerschaft dasselbe Profil auf wie das seines politischen Mentors vor mehr als dreißig Jahren, Poujade. Was Le Pen aber von ihm unterscheidet, ist sein Erfolg bei den Arbeitern. Von hundert stimmten am 24. April dreißig für die Kandidaten der Rechten — Chirac, Barre und Le Pen —, mehr als die Hälfte von ihnen für Le Pen. Ein Drittel seiner Stimmen verdankt er also den Linken, vor allem der KPF. In ihren sogenannten Hochburgen, den Elendsvierteln von Marseille und im 'roten Gürtel' von Paris, erzielte er seine spektakulärsten Erfolge. Die Frage stellt sich also, was die früheren Erfolge der KPF wert waren. Die Frage stellte sich in Deutschland schon nach den Märzwahlen 1933, als massenhaft ehemals linke Arbeiter zur SA überliefen.

Die französische Journalistin Anne Tristan, die sich als Mitglied in den Front national einschreiben ließ und an der Agitationsarbeit in Marseille teilnahm, kommt in ihrem Bericht »Von innen« (Kiepenheuer & Witsch, 220 Seiten, 22 Mark) zu dem Schluß, daß überall dort, wo die KPF zurückwich, der Front national vordrang. Welche Verantwortung also trägt die Linke, tragen Kommunisten für das Vordringen des Faschismus?

Für die deutsche Situation nach 1933 hat die linke Faschismustheorie die These, daß die politische Macht der Arbeiterschaft gebrochen werden mußte, da der Aktionsraum des Großkapitals bereits bedrohlich ein-

geengt war. Das klingt plausibel. Nur daß das Großkapital keineswegs in seinen Wirkungsmöglichkeiten auf besondere Weise eingeschränkt, geschweige denn ernsthaft bedroht war. Daß sich 1933 seine Möglichkeiten rapide zu verbessern begannen und die Gefahr einer Revolution längst abgewendet war, wenn sie denn je bestanden hätte. Das heißt, zu seiner Rettung hatte das Großkapital den Faschismus keineswegs mehr nötig. Ideologisch war es noch nicht einmal sein Erzeuger. Dieser mörderische Qualm stieg vielmehr aus dem Kleinbürgertum auf, das natürlich ökonomisch bedroht war. Aber das war es auch nach der faschistischen Machtübernahme, was es indessen keineswegs daran hinderte, ideologisch und politisch weiter bei der Stange zu bleiben.

Wie keine andere war die sogenannte nationale Revolution etwas, was es nach dem Lehrgebäude, das sich Marxismus-Leninismus nennt, gar nicht geben dürfte, eine Revolution aus dem Kopf, mit bloß ökonomischen Theorien nicht zu erklären und auch nicht zu bekämpfen.

Die linke Faschismustheorie erklärt ihren Gegenstand von den Zwecken des Gegners her, den "aggressivsten Kreisen des Finanzkapitals" (Dimitroff). Was aber sagt sie zu der doch viel wichtigeren Frage, wie es denn überhaupt dazu kommen konnte, daß Arbeiter zu ihren Gegnern überlaufen? Wenig mehr, als daß sie eben verführt worden seien. Das wirft ein interessantes Licht nicht auf diejenigen, von denen solches behauptet wird, sondern auf die, die eine solche Behauptung aufstellen.

Nicht nur daß ihre Erklärung fatal jener aus dem bürgerlichen Lager ähnelt, die ja die Deutschen ebenfalls als verführt, überrumpelt oder sonstwie von einem nachträglich nicht mehr zu erklärenden Wahnsinn ergriffen ansehen, die Verführungs-Theorie läßt vermuten, daß ihre Verfechter, wie sehr sie sonst das Volk auch verhimmeln mögen, keine sehr hohe Meinung von ihm haben, wenn sie es für verführbar, verleitbar, verhetzbare halten. Auch darin würden sie sich wenig von bürgerlichen Theoretikern wie beispielsweise Le Bon unterscheiden.

Vielleicht könnte sich diese Haltung wenn nicht Marx, so möglicherweise dem Schock verdanken; dem Schock, der folgte, als die am besten organisierte Arbeiterschaft der Welt, wie es die deutsche in den zwanziger Jahren war, nicht den Durchbruch zur Revolution schaffte; dem Schock, der folgte, als sie noch nicht einmal den Faschismus zu verhindern imstande war; ja selbst zu erheblichen Teilen zum Faschismus überlief, ihn zumindest tolerierte, ihn zu einem sehr kleinen Teil allerdings auch unter Aufopferung des eigenen Lebens bekämpfte. Lenins Brief an den Parteitag erreichte den Parteitag nicht. Längst vor 1933 hatte

sich Stalin durchgesetzt und mit ihm die Auffassung von den Massen als einem wankelmütigen, unzuverlässigen, treulosen Konglomerat, das es zu führen, zu modelln, zu kommandieren galt — zu seinem eigenen Besten selbstverständlich.

Als ganz unverzeihliche Beleidigung galt Kommunisten bisher Hannah Arendts Totalitarismustheorie. Und so sehr sie im sogenannten Historikerstreit gegen die Thesen Noltens eiferten und Auschwitz zu etwas völlig Unvergleichlichem und damit letztlich wiederum Unerklärlichem machten, so bestritten sie ihm damit doch allenfalls den Vergleich, wie Thomas Neumann schrieb (»Debatte« 5/88), schwiegen aber zu den Fragen der Vergleichbarkeit. Inzwischen werden sie von immer mehr Sowjetbürgern mit ja beantwortet, beispielsweise von Tengis Abuladse in seinem Film »Die Reue«, für den er soeben den Lenipreis bekam. Sein Provinzdictator trägt ganz unverkennbar Züge von Hitler, Mussolini und Berija. Zumindest in der Sowjetunion werden Stalinismus und Faschismus verglichen. Zumindest in der Sowjetunion gab es faschismusähnliche Erscheinungen — und weit und breit keine großbürgerlichen Kreise, auch die aggressivsten nicht, sind dafür verantwortlich zu machen, sondern einzig und allein die KPdSU.

Organisationsformen von Parteien verraten oft mehr über ihr Verhältnis zu ihren Mitgliedern als Programme. Marx' Warnung vor dem, was er Kasernenhofkommunismus nannte, hat wenig gefruchtet. Als höchste Tugenden galten Disziplin, Gehorsam, Opferbereitschaft, Treue, Leistungsfrömmigkeit. Das forderten die Faschisten auch. Und das erklärt, warum sich mancher erst in der KPD und wenig später in der SA wohlfühlten konnte. Doch nicht nur.

Denn wenn schon von Verführung die Rede ist, was war dann das Verführerische am Faschismus? 1933 erschien Wilhelm Reichs Untersuchung »Massenpsychologie des Faschismus«. Er wurde dafür aus der KPD ausgeschlossen, und zwar von Wilhelm Pieck mit der bizarren Begründung: Ihr seid für die Konsumtion, wir sind für die Produktion. Doch nicht nur Personen, ganze Wissenschaftszweige wurden ausgeschlossen: Psychologie, Sexualwissenschaft, Soziologie, später Kybernetik, von Kunstrichtungen, Büchern oder Bildern ganz zu schweigen. Immer mehr Energien der kommunistischen Bewegung wurden in Abwehrkämpfen gebunden. Der intellektuelle Gestus wurde immer defensiver.

Es ist bestürzend zu sehen, wie klar 1933 Wilhelm Reich wesentliche Dispositionen zu faschistischen Haltungen analysiert hatte. "Die faschistische Mentalität ist die Mentalität des unterjochten, autoritäts-

süchtigen und gleichzeitig rebellischen 'kleinen Mannes'. ... Es wurde immer klarer, daß die marxistische Massenpropaganda, da sie sich nur auf die Erörterung der objektiven sozialökonomischen Krisenprozesse (kapitalistische Produktionsweise, wirtschaftliche Anarchie etc.) bezog, außer der Minderheit der bereits in der linken Front Eingereihten niemanden erfaßte. ... Man mußte sich also sagen, daß es eine klaffende Lücke in der Propaganda und in der Gesamtauffassung des Sozialismus gab, aus der sich seine 'politischen' Fehler erklären ließen. Es ging um Mängel in der Erfassung der politischen Wirklichkeit, zu deren Behebung in der Methode des dialektischen Materialismus alle Voraussetzungen enthalten waren. Diese Möglichkeiten waren aber unausgenützt geblieben."

Man fragt sich, wann solche Befunde endlich ihre Aktualität verlieren. Die 68er Bewegung zog ihren Impetus zunächst nicht aus sozialistischen Zielvorstellungen, sondern aus der Auseinandersetzung mit der faschistischen Elterngeneration, mit jenen autoritären Strukturen wie Familie und Geschlechterverhältnis als ihrem Nährboden. Daß sie sich bestimmten Besitzverhältnissen verdanken, war eine Einsicht, die sich daraus ergab. Hatten die Kommunisten zu ersterem geschwiegen (auf die Kleinfamilie ließen sie nichts kommen), so hatten sie das letztere immer schon gewußt. Wieder einmal verdammt sie mit Wilhelm Reich zugleich die Psychologie, und, sich wieder einmal einer Bewegung anhängend, wurde überschlag und scheinbar radikaler als von allen anderen gefordert, statt die Symptome des Faschismus seine Wurzeln zu beseitigen, die Besitzverhältnisse.

Nicht beantwortet wurde die Frage, mit welchen Kämpfern dieser Kampf geführt werden könnte. Ob denn die Kämpfer nicht ganz anders sein müßten als die Bekämpften. Die Antiautoritären der 68er Bewegung eröffneten den Kampf gegen den Faschismus, indem sie den Kampf gegen die Faschisten in ihnen selbst eröffneten. Sie gaben Beispiele. Sie lebten sie. Wenn sich demokratisches Bewußtsein, Resistenz gegen Faschismus hier gebildet haben, dann leisteten sie mehr dafür als alle Bewegungen danach.

Welches Ausmaß die Rechtsentwicklung in der BRD inzwischen erreicht hat, dokumentiert ein ausgezeichneter Aufsatz Arno Klönnes (»konkret« 5/88). Er zitiert dazu einen Vordenker, Bernhard Willms: "Heute kann man in Deutschland auf eine Weise von der Nation reden, die vor ein paar Jahren noch nicht möglich war. Im politisch-geistigen Spektrum verschiebt sich das, was man, leichtfertig mit dem Wort, als rechtsradikal abtun kann, eben nach rechts." Und dann: "Die Mensch-

heitsempphase kotzt an". Und die Linke muß sich fragen lassen, wieviel sie zu dem Ekel daran beigetragen hat.

Was ihre antifaschistischen Aktivitäten betrifft, so kommt Arno Klönne zu einem enttäuschenden, den Erfahrungen Wilhelm Reichs beklemmend ähnlichen Befund. "Die Begriffe, die heute üblicherweise benutzt werden, um rechte Risiken der westdeutschen Gesellschaft zu kennzeichnen, lenken dabei von der Realität ab. Merkwürdigerweise nämlich treffen sich amtlicher Verfassungsschutz und ein gewichtiger Teil antifaschistischer Aktivitäten in der Wahrnehmung des Phänomens (wenn auch nicht in der Bewertung): Beide machen neue faschistische Entwicklungen meist nur dort aus, wo sie als Wiederauflage des historischen deutschen Faschismus auftreten. ... So simpel wiederholt sich Geschichte nicht. Der 'Hitlerismus' hat keine Chance mehr; auch faschistische Politikentwürfe und Strategien wandeln sich, passen sich neuen Konstellationen an, sind 'lernfähig'. Der Neonazismus heute hat eher eine Alibifunktion für neue faschistische Tendenzen, als daß er deren verschwörerischer oder aktivistischer Kern sein könnte. Politikfähig ist der sogenannte Rechstextremismus dort, wo er gesellschaftsfähig auftritt, wo er 'seriöse' Inhalte und Formen hervorbringt."

Ob in künftigen wirtschaftlichen Rezessionen der latente Ausländerhaß in offenen Rassismus umschlägt, ob man erlaubt, daß die Verursacher der wachsenden sozialen und politischen Ungleichheit ihre Unterdrückerrolle sozialdarwinistisch mystifizieren, ob an die Stelle des heruntergewirtschafteten Begriffs Menschheit die 'Idee' der Nation treten wird, ob man der Jugend wieder "riskante, heroische, kämpferisch-elitäre Tugenden" und "Feindfähigkeit" (Gerd-Klaus Kaltenbrunner) anerziehen wird, das sind Fragen, die inzwischen auf der Tagesordnung stehen.

*Georg Christoph Lichtenberg: Ich habe einmal in Stade eine Ruhe mit einem heimlichen Lächeln in dem Gesicht eines Kerls erblickt, der seine Schweine glücklich in eine Schwemme gebracht hatte, worein sie sonst ungern gingen, desgleichen ich nachher nie wieder gesehen habe.*

Michael Charlier

## Warum ist hier kein Gedenkstein? — die Sehnsucht nach dem Stillstand der Geschichte

Die große Umverteilung setzte ungefähr zu der Zeit ein, als Erhard Eppler den Wertkonservativismus für die Linke reklamierte. Natürlich nicht beim Eigentum am Produktivvermögen; das bleibt hübsch da, wo es immer war. Den Bereich ignorieren wir lieber. „Uns schiebt keiner weg“, das reicht. Der Austausch zwischen den gesellschaftlichen Lagern findet vornehmlich im Bezirk der Weltanschauung statt. Da sind, was Wunder, die Transferkosten leichter aufzubringen. Die sozial-konservativen Kräfte als Hüter idealistischer Gedankenwelten und die fortschrittlichen Gruppierungen als Anhänger des Materialismus — das war einmal, irgendwann in den finsternen 60er Jahren. Bei den Bürgerlichen zählen heute ganz ohne jeden philosophischen Schmus nur noch Empirie, Facts und Umsätze. Je näher an den Schalthebeln ökonomischer und politischer Macht, desto mehr. Die Welt ist, was der Fall ist. Bei denen, die mit dem Gegebenen nicht zufrieden sind, ist demgegenüber Schopenhauers Prinzip von der Welt als Wille und Vorstellung populär geworden. Je weiter entfernt von den Schalthebeln ökonomischer und politischer Macht, desto mehr, also bei Sozialisten und Grünen gleicherweise. Aquarius hat Hegel wieder von den Füßen auf den Kopf gestellt. Marx, der die Gesellschaft aus ihrer vom Willen des

einzelnen unabhängigen Geschichte heraus erklären und verändern wollte, ist überwunden (wenn ich mich nicht täusche, ausgerechnet von Stirner). Und längst ist Marxens Einwand gegen die Philosophen, die sich mit ihren Erklärungen der Welt begnügen, umgedeutet zum Aufruf, die Welt al gusto zu verändern, ohne sich mit den Umständlichkeiten bei ihrer Erklärung weiterhin aufzuhalten.

Der neue deutsche Idealismus hat sich schaudernd daran erinnert, daß all das, was man früher einmal für Fortschritt oder doch den gesetzmäßigen Gang der Dinge hielt, diese Welt nur näher an den Untergang bringt. Und die Einsicht, daß dieser Untergang jedenfalls nicht naturgesetzlich auf das Ende der Brenndauer unserer Sonne terminiert ist, sondern durch geeignete Schritte aufs Nachdrücklichste gefördert werden könnte, ist ja auch für einen Schrecken gut. Den neuen Idealismus hat dieser Schrecken freilich zu nichts Geringerem als zu einer Absage an den Fortschritt und das historische Entwicklungsprinzip ganz allgemein geführt. Das war schon bemerkenswert, wie die neue Internationale von Menschen guten Willens den 200. Jahrestag der europäischen Besiedlung Australiens als Trauertag beginnt, gerade so, als ob der Seufzer „wenn doch damals nicht!“ gegenüber der

Geschichte irgendeinen Sinn haben könnte. Für das Jahr 1992, in dem sich die Entdeckung Amerikas zum vierhundertsten Male jährt, können wir uns auf etwas gefaßt machen. Derlei Gegreine ist nicht nur hilfloser Ausdruck des Wunsches, Geschichte möge bitte, bitte doch nicht so stattgefunden haben, wie sie sich leider ereignet hat, es leitet durchaus folgerichtig über zu dem Wunsch, Geschichte möge überhaupt nicht stattfinden.

Vom Leiden an der Geschichte und all dem mit ihr einhergehenden Entstehen und Vergehen zur Negation der Geschichte ist es nur ein kleiner Schritt; Religionswissenschaftler hätten dazu eine Menge zu sagen. Der Witz an der aktuellen Fassung dieses Sentiments ist, daß es sich vorzugsweise in den Formen äußerster Ehrfurcht vor der Geschichte tarnt. Die Museen sind voll wie nie zuvor, zumindest wenn das Gold der Pharaonen oder das Glas der Caesaren noch prächtiger locken als, na sagen wir einmal, Ute Lemper. Auch die vielversprechend begonnene Erforschung der ‘Geschichte von unten’ ist zum bloßen Reliquienkult verkommen und bestätigt bestenfalls noch die alte Überzeugung konservativer Historiker, daß jede Epoche unmittelbar zu Gott sei. Gedenktage stehen hoch im Kurs, Gedenktafeln vielleicht noch höher. Für die Erkenntnis des Weges, der beim Gang von der einen in die andere Epoche zurückgelegt wurde, hat das nichts mehr beizutragen, und für die Veränderung der Gegenwart auch nicht. Lokalpolitik mit fortschrittlich-basisdemokratischem Anspruch schrumpft unter diesen Umständen oft auf die mit großer Erbitterung vorge-

brachte Frage: „Warum steht hier kein Gedenkstein?“

Überhaupt die Steine. Jedes alte Gemäuer wird verteidigt, als ginge es um die ewige Seligkeit. Da stehen noch auf einem derzeit als Bauhof genutzten Gelände 120 cm hohe Grundmauern einer alten Windmühle — nein, die dürfen nicht abgerissen werden, um die LKW-Halle zu erweitern, sie sind ein historisches Denkmal. Jedenfalls erinnern sie an eine Zeit, in der Energie noch ‘sauber’ gewonnen wurde. Die Erhaltung der Mauer ist in der Welt als Wille und Vorstellung allemal möglich und steht zugleich für den auch dort schwer erfüllbaren Wunsch der Rückkehr in jene Zeit. Sich für diese Steine einzusetzen, gibt zunächst einmal den Aktivisten ein gutes Gefühl. Und wenn es dann noch gelingt, den Landeskonservator in Bewegung zu setzen und den Mühlensockel tatsächlich zu verteidigen, hat das sogar die erfreuliche Nebenwirkung, daß die häßliche Gegenwart sich nicht weiter breitmacht. Wenn es schon keinen Fortschritt gibt, nur Niedergang, dann muß man die Zeit eben anhalten. Ein gefälliger Grund findet sich immer. Bei den Grundmauern des Frankfurter Gettos sowie- so, aber auch bei der zur Umwidmung stehenden Hamburger Speicherstadt oder dem Kohlebergbau kilometertief unter Schloß Cappenberg. Mit Nostalgie hat das übrigens nichts zu tun, das sieht man an den Entrüstungsstürmen, die losbrechen, wenn jemand die Windmühle wieder aufbauen will, unzüchtigerweise gar in der Absicht, dort ein Ausflugslokal einzurichten. Oder beim Aufruhr der Experten gegen die drohende Wiederherstellung der kriegsbeschädigten Fassade der alten Berliner Hochschule für bild-

de Künste: Wer die Einschußlöcher verputze, verleugne das Unheil des Krieges. Oder beim Kampf um die Erhaltung des ebenso morschen wie formal anspruchslosen Zuchthaus-Flügels der Essener Abtei Werden, nach dessen Abriß die Baulichkeiten dem Bild des 18. Jahrhunderts entsprachen. Allen Ernstes versichert man: Es geht um eines der wenigen erhaltenen Zeugnisse preußischer Gefängnisarchitektur in der ehemaligen Rheinprovinz. Wir lernen: Das Schleifen von Zwingburgen steht derzeit nicht auf der Tagesordnung; fast möchte man meinen, wir lebten in der besten aller möglichen Welten.

Jedenfalls gilt: Veränderung ist von Übel, nur nicht daran röhren, alles soll gefäßligst so bleiben, wie es ist. Und wenn die Großväter sechs Millionen Juden umgebracht haben, dann singen die Enkel massenhaft jüdische Lieder in dem röhrenden Versuch, wenn sich schon die Menschen nicht wiederbeleben lassen (denn hier verliert alles Wünschen und Wollen seine Kraft),

*Robert Musil: "Wenn man nichts zu tun hat und nicht weiß, was man mit sich anfangen soll, ist man tatkräftig. Dann brüllt man herum, säuft, schlägt sich und schikaniert Fuß und Mann. Aber anderseits wirst du zugeben: wenn man durchaus weiß, was man will, wird man ein Schleicher. Schau dir so einen jungen Generalständer an, wenn er die Lippen schweigsam aufeinander preßt und ein Gesicht macht wie Moltke: zehn Jahre später hat er unter den Knöpfen einen Feldherrnhügel, aber keinen so wohlwollenden wie ich, sondern einen Giftbauch. Wieviel Sinn eine Tat haben darf, ist also schwer zu bestimmen." Er überlegte und fügte hinzu: "Wenn man es richtig anpackt, kann man beim Militär überhaupt viel lernen, das wird jetzt immer mehr meine Überzeugung; aber meinst du nicht, daß es halt sozusagen das einfachste wäre, wenn doch noch die große Idee gefunden würde?"*

*"Nein" widersprach Ulrich. "Das war Unsinn."*

doch so zu tun, als sei ihre Kultur noch am Leben. Hier gilt in der Tat, was als Vorwurf gegen die geplante Restaurierung einer Akademiefassade nur lächerlich ist: Die Zeit soll zurückgedreht, die Geschichte ungeschehen gemacht werden. Der Kult der Denkmäler befreit von den Lasten der Vergangenheit und verstellt den Blick auf die Zukunft. Sicher, die Welt muß Denkmäler erhalten, denn nur wer weiß, woher er kommt, ist nicht dazu verdammt, blind in die Zukunft zu gehen. Nur, gehen muß er schon. Und die Welt kann nicht in toto unveränderliches Denkmal oder Museum ihrer selbst sein. Das könnte sie erst dann, wenn sie ihre Zukunft endgültig hinter sich hat und die Leute von einer fremden Galaxie unsere vor der menschenleer gewordenen Welt zu einem planetarischen Denkmal für intelligente Unvernunft erklären. Vielleicht kommt es ja auch so. Aber heute schon die Perspektive der erstarrten, ans Ende ihrer Entwicklung gekommenen Erde einzunehmen, ist denn doch verfrüht.

Agnes Hüfner

## Zweierlei Sprache

Die Schriftstellerkongresse 1947 [Berlin] und 1948 [Frankfurt]

Vor der Währungsreform und den ihr folgenden Gründungen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR gab es zwei deutsche Schriftstellerkongresse. Im Herbst 1947 trafen sich Autoren aus allen vier Besatzungszonen im sowjetischen Sektor Berlins zum »Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß« nach dem Krieg. Ein damals großes Ereignis, inzwischen in Vergessenheit geraten. Im Frühjahr 1948 kam es im Rahmen der Hundertjahrfeier der Paulskirchenversammlung von 1848 in Frankfurt zum »Zweiten Deutschen Schriftstellerkongreß«, jedenfalls sollte es dazu kommen. Die Autoren aus der sowjetisch besetzten Zone aber waren schon nicht mehr dabei. Auch dieser Kongreß hat in der Literaturgeschichtsschreibung keine weitere Aufmerksamkeit erfahren. Nur wenige Monate danach hatte das Leben auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik andere Gestalt angenommen. Literatur, die in den ersten Nachkriegsjahren oft nur deshalb hohes Allgemeinteresse fand, weil es ansonsten nicht viel Interessantes gab, trat wieder dorthin, wo sie sich im gesellschaftlichen Normalfall bewegt, in den Hintergrund.

Der Verleger Willi Weismann schrieb in der Zürcher »Tat« zum Jahreswechsel 1948/49: »Noch etwas hat die Währungsreform bewirkt, sie hat die Sintflut der Lyrikbändchen zum Versiegen gebracht, die die ersten Nachkriegsjahre bescherten. Diese Fülle an Gedichtbändchen erscheint auf den ersten Blick rätselhaft und ist ein viel diskutiertes Phänomen gewesen. (...) Sie beweist, vor allem wenn man sie auf die Qualität hin untersucht, ein weit verbreitetes Bedürfnis, vor der Wirklichkeit zu fliehen und sich in einer Traumwelt des Schöneren und Besseren einzurichten. Es ist nur ein geringer Teil des Schrifttums, der sich mutig den Problemen unserer Zeit stellt und aus dem ein echtes Ringen um deren Anliegen spricht.« Auf beiden Kongressen dagegen ging es anders zu. Man diskutierte die zukünftige deutsche Literatur, wenn auch abstrakt, denn es gab sie noch nicht. Es waren vorbereitende, oft widerwillig tastende Versuche, sich der kommenden Gesellschaft literarisch anzunähern.

In den Frankfurter Archiven finden sich zahlreiche Brief- und Aktennotizen der Stadtverwaltung aus dem Jahr 1948, die "Fest- und Kulturwoche zur Paulskirchenfeier betreffend". Manchmal diente als Notizpapier die Rückseite eines Formulars der Geheimen Staatspolizei, der nationalsozialistischen Gestapo. Noch herrschte allenthalben Mangel, auch an Papier. In einem der Briefentwürfe des Oberbürgermeisters Walter Kolb vom 12. 4. 1948 "to the Management of H. Qu. Command", an die Leitung des Hauptquartiers der amerikanischen Besatzungsmacht, liest man: "In der Woche vom 16. bis 22. Mai 1948 begeht das deutsche Volk die 100. Wiederkehr der Geburtsstunde der deutschen Demokratie an ihrer Geburtsstätte in der Paulskirche zu Frankfurt am Main. Rund 6100 Gäste aus dem Ausland und aus allen Gegenden Deutschlands werden während der Festwochen nach Frankfurt/Main kommen, um in tiefem Ernst ihr Gelübde zu den demokratischen Grundsätzen zu erneuern."

Nach diesen ein wenig weit ausholenden Sätzen folgt der Hinweis auf die bevorstehende Auflösung einer US-Tauschstelle für Lebensmittel und die Bitte, aus dem Fundus für die Feier etwas zur Verfügung zu stellen. Die betrübliche Antwort ist auch notiert. Außer 50 Pfund Bohnenkaffee war alles schon weg. Den Kaffee sollte die Stadt bekommen. Für die Schriftsteller, die im Rahmen der Paulskirchenfeier einen eigenen Kongreß abhielten, gerechnet worden war mit etwa 500 Teilnehmern, Autoren, Journalisten, Verleger und Lektoren, hielt die Stadt immerhin 500 Liter Henninger Bier und 500 Zigarren zu 65 Pfennige das Stück bereit. Bei der Verpflegung fehlte der Vermerk: "gutes Essen", das bedeutete Eintopf.

Ungeachtet solcher Unbequemlichkeiten erwartete man sich jedoch viel von diesem zweiten Schriftstellerkongreß. 1947 in Berlin waren erstmals aus der Emigration zurückgekehrte Schriftsteller mit solchen der sogenannten inneren Emigration zusammengetroffen, Autoren aus allen vier Besatzungszonen, die unterschiedlichen, ja entgegengesetzten politischen Richtungen folgten, Bürgerliche und Kommunisten. Sie hofften, die drohende Teilung Deutschlands wenigstens im Geistig-Literarischen aufzuhalten zu können. Doch kam es schon während der Tagung zu harten politischen, oft unversöhnlichen Kontroversen, die einen dunklen Schatten auf den Hoffnungsschimmer warfen. In der Paulskirche nun sollten die Fehler von Berlin, die übermäßige Politisierung der Gespräche, vermieden werden. Ja, man glaubte sogar, im Anknüpfen an die 48er Traditionen des 19. Jahrhunderts, an die "Geburtsstunde der deutschen Demokratie", die gelockerten Verbindungen zwischen den Schriftstellern der westlichen Zonen und der Ostzone wieder fester schnüren zu können.

Einer der Organisatoren dieses literarischen Teils der Frankfurter Festtage schrieb noch einen Monat vor Beginn der Veranstaltung voller Optimismus an den Oberbürgermeister: "Entscheidend für meine vorbereitende Arbeit war das deutsche Ansehen, den Beweis neuer geistiger Strömungen mit einer solchen Tagung zu starten, nachdem man von dem Berliner Kongreß erklärte, daß er das bedeutendste kulturpolitische Ereignis des Jahres 1947 in Deutschland gewesen sei. Was die Themen und auch die überparteiliche Auslese der Referenten betrifft, so verspricht die Tagung durch ihre bewußt von der Politik abgetrennte Lenkung eine Vertiefung der Berliner Gespräche zu werden, weil hauptsächlich eigentliche Fragen des deutschen Schrifttums und des deutschen Schriftstellers behandelt werden. Die gesamten Verlegerkreise und die Feuilleton-Presse der deutschen Tageszeitungen, alle führenden literarischen Zeitschriften, die heute dem geistigen Leben in Deutschland eine Prägnanz verleihen, sind beteiligt. Man darf sagen, daß sich die deutsche Geisteswelt aller Richtungen und ein internationales Publikum treffen werden."

Es kam anders. Für die sowjetische Zone sagte Johannes R. Becher die Teilnahme der Schriftsteller ab. Thomas Mann, die noch immer für die meisten deutschen Autoren einigende Kraft, hatte eine Einladung bereits im Februar des Jahres zurückgewiesen. Die Mehrzahl der jungen Schriftsteller, die sich ein Jahr zuvor in der Gruppe 47 zusammengefunden hatten, interessierte derlei Veranstaltungen wenig. Schon der Berliner Kongreß konnte sie nicht erregen. Von ihrer Prominenz waren in Frankfurt Walter Kolbenhoff und Hans Werner Richter aktiv dabei, Richter sogar als einer der Präsidenten. Über ihn notiert Hans Mayer in seinen späteren Erinnerungen — auch er damals im Präsidium des Kongresses —: Richter hielt "sich draus bei all diesen erregten Debatten, wachte erst wieder auf im Präsidium, wenn die Rede auf Literarisches kam". Darauf aber kam sie selten.

So wurde in der Tagespresse das Ereignis vornehmlich spöttisch kommentiert. Der Berichterstatter der »Frankfurter Rundschau« schrieb unter der Überschrift: 'Unaufförllichkeit des Wortemachens': "Die Zahl der Worte, die unsere Schriftsteller aller Zonen auf den zahllosen Kultuskongressen und Autorentagungen mehr oder minder gewandt anzuhäufen sich gewöhnt haben, steht in umgekehrt quadratischem Verhältnis zu derjenigen ihrer Werke oder solcher Publikationen, die allgemein dafür gehalten werden. Die Betrachtung dieser rein numerischen Relation ist schon betrüblich genug; wollten wir dazu Wertmaßstäbe anlegen, so ergäbe sich ein noch bedenklicher stimmendes Bild. Auch die im Rahmen der Paulskirchenwoche sich ehrlich mühende Deutsche Schriftstel-

lertagung trug nicht zu seiner Erhellung bei. (...) Obwohl wir so grundgescheiten Referaten wie denjenigen von Elisabeth Langgässer, Rudolf Alexander Schröder oder Hans Mayer unsere Aufmerksamkeit nicht versagen können, halten wir eigentlich nur die aufrichtige Mahnung von Theodor Plievier für wirklich bemerkenswert.... Um so enttäuschender waren die anderen, endlosen Auslassungen, die teils nicht vorhandene Beziehungen zwischen Schriftsteller und Wirklichkeit konstruierten, teils am Thema vorbeiplätscherten, teils die Szene zum Tribunal gegen Unbekannt machten. Erschreckend der Mangel an gedanklicher Klarheit, die Verschwommenheit der Begriffe, die Feuilletonisierung der Diktion, die sich in ihnen immer wieder offenbarten."

Ähnlich spöttisch berichtete »Die Welt«. Und selbst Hans Mayer, der allenthalben gepriesene Diskussionsleiter und Referent des Kongresses, gewann der Sache in seinem für die »Frankfurter Hefte« geschriebenen Bericht kaum etwas ab. Sein eigenes Referat hat er unter seinen späteren Schriften nicht wieder aufgenommen. In der Autobiographie erinnert er sich mit leichter Selbstironie: »Denke ich an jene Zeit in Frankfurt zurück, so nenne ich sie für mich selbst die Ära der Religionsgespräche. Es waren para-religiöse Glaubenssätze, die man gegeneinander stellte auf den Tagungen zu Berlin und Frankfurt. (...) Allenthalben waren irgendwelche halbreliгиösen Fundamentalisten am Werk, auch ich war einer von ihnen, beispielsweise, wenn ich in Frankfurt in der Paulskirche mein Referat vortrug über — man kann es sich denken — die Stellung des Schriftstellers in der Gesellschaft. (...) Die Gegenreligion hatte nach mir der Hamburger Lektor des Rowohlt Verlags vorgetragen, Kurt Marek, der später als C. W. Ceram zu zeichnen pflegte. Es ging — auch das kann erraten werden — um das sogenannte Engagement des Schriftstellers. Im Grunde ein Streit um Tautologien, wie ich heute meine, denn alles hängt von der Definition der 'Bindung' ab. Gebunden ist jede Literatur: an den eigenen Ausdruckszwang, wie Benn das nannte. Der jedoch kann sich nur innerhalb einer vorgegebenen Gesellschaft erfüllen. Auch Aussteiger sind engagiert. Die Entscheidung für Nichtteilnahme am Zeitgeschehen ist eine gesellschaftliche Entscheidung. Unser Religionsstreit wurde mithin zwischen zwei Formen des Engagements geführt. Das wußten wir nicht.«

Das stimmt alles und stimmt wieder nicht. Wie schon in Berlin ein Pathos den Kongreß beherrschte, das heute gänzlich unverständlich ist, so griffen auch die meisten in Frankfurt gesprochenen Worte sehr ins Allgemeine, sie wirken inzwischen verstaubt. Andererseits aber wäre es voreilig, diesen Gestus nur abzutun. Gewiß vertrat Hans Mayer später nicht mehr den kruden Realismus, mit dem er in Frankfurt gegen die Liebhaber

von Kafka und Sartre zu Felde zog. Mayer hatte damals bereits einen Ruf an die Universität Leipzig in der Tasche und verstand Literatur als Gestalterin der neuen Gesellschaft. Aber auch sein hervorragender Kontrahent auf der Tagung, der junge, noch ganz unbekannte Kurt W. Marek, der als Ceram weltberühmt wurde, blieb nicht zeitlebens »scharf und eiskalt«, wie er sich, nach den Worten eines anderen Berichterstatters präsentierte. Genügt es, mit der Altersgelassenheit von Hans Mayer zu sagen, wir wußten nicht, daß dieser Gegensatz nur eine Tautologie verhüllt, oder konnte man es vielleicht gar nicht besser wissen? Es wäre ihm 1948 jedenfalls nicht im Traum eingefallen, den Namen des Lyrikers Benn als Autorität in Fragen der Literatur zu zitieren. Im Spektrum, in dem Mayer sich zu jener Zeit bewegte, war Gottfried Benn eine Unperson.

Aus heutiger Sicht macht etwas anderes die Paulskirchenversammlung der Schriftsteller interessanter, als sie vielen zeitgenössischen Beobachtern erscheinen möchte. Und auch verglichen mit dem »Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß« im Jahr 1947, der spektakulärer blieb, hat dieses eigentlich zu Unrecht als zweiter Schriftstellerkongreß bezeichnete Treffen literarisch Interessanter, darunter auch einiger Schriftsteller, Besonderheiten aufzuweisen, die erst im Abstand deutlich werden.

Zwischen dem Oktober 1947 und dem Mai 1948, den Monaten jener beiden im Vergleich stehenden literarischen Ereignisse, hatte sich der Eiserne Vorhang zwischen Ost und West ein erhebliches Stück tiefer gesenkt. Die Tschechoslowakei war sozialistisch geworden. In London tagten die Westalliierten in der Absicht, in den Westzonen ein föderatives Regierungssystem aufzubauen. In Brüssel war eine Westeuropäische Verteidigungsunion zwischen Großbritannien, Frankreich und den Beneluxstaaten vereinbart worden. Die Sowjetunion hatte den Alliierten Kontrollrat, in dem die Siegermächte sich absprachen, verlassen. Es gab schon eine Ahnung vom Ende der ersten Nachkriegsetappe in den Westzonen, die Währungsreform stand vor der Tür und mit ihr die Erwartung einer wirtschaftlichen Belebung, zumindest bei denen, die sich im politischen Geschehen auskannten. Mit einem Wort: Die in der Frankfurter Paulskirche erinnerungsreich beschworene deutsche Einheit war für Kenner kein aktuelles politisches Thema; die Gründung der Bundesrepublik und ihre Einbeziehung in den Westen standen vor der Tür. Wenn auch die meisten Schriftsteller sich über die Lage nicht im Detail klar sein konnten, so vermittelte sich ihnen doch das Klima gravierender Veränderungen. Das Ausbleiben harter politischer Kontroversen in Frankfurt — in Berlin hatten sie schließlich die Diskussionen bestimmt und zerstritten — war für sich selbst eine politische Manifestation. Die Tatsachen hatten den Streitigkeiten den Stoff geraubt.

Zugleich demonstrierte diese Entwicklung innerhalb der großen Politik den Schriftstellern die eigene Ohnmacht in praktischen politischen Alltagsfragen. Sie, die sich in Berlin noch als berufene Kinder einer neuen Zeit darstellen konnten, jedenfalls taten das viele von ihnen, sahen sich an den Rand gedrückt. Wer hörte ihnen eigentlich zu?

In seinem Vortrag, dem er den Titel »Der Schriftsteller und die Wirklichkeit« gab, klagte Kurt W. Marek: »Da sich das wirkliche politische Leben in Deutschland ausschließlich in Parteien abspielt, die ohne Ausnahme zugleich Weltanschauungsparteien sind und einen mehr oder weniger scharf formulierten Totalitätsanspruch an den Menschen stellen, scheint es für den deutschen Schriftsteller unmöglich zu sein — und wenn, so gehört er wie heute Thomas Mann zu den Einsamen, deren Schiff über den Strudeln schwamm —, etwa zur Haltung jener französischen Schriftsteller zu gelangen, die im Rahmen der 'littérature engagée' in hohem Grade politische Schriftsteller sind, ohne auf 'Generallinie' und linke und rechte 'Abweichung' achten zu müssen.«

Ob es sich in Frankreich wirklich so verhielt, kann man in Zweifel ziehen. Arthur Koestler hat in seiner Biographie aus diesen Jahren das Gegen teil berichtet. Der Vergleich war Marek auch weniger wichtig als die Schlußfolgerung für die eigene Literatur: »So wäre es heute zum Beispiel eine Verkennung der Position des Schriftstellers in der Zeit, seines Verhältnisses zur Gesellschaft und damit wiederum zur Wirklichkeit, wenn wir glauben, daß unsere Entschlüsse, sofern sie über den Aufgabenbereich unserer Fachorganisationen hinausgehen, Resolutionen etwa für die Sache der Freiheit, für ein einiges Deutschland und ähnliche, irgendwelchen anderen Wert hätten als den, unsere Namen mit jener Achtung veröffentlicht zu sehen, mit der etwa eine kriegsvorbereitende Generalversammlung den Hirtenbrief eines Bischofs zur Kenntnis nimmt. Hier ein 'leider' hinzuzufügen, ist ohne jeden Wert. Das nackte Aussprechen dieser Wirklichkeit wird oft noch als Taktlosigkeit empfunden, weil niemand gern vom nahen Tode hört, selbst wenn er sicher sein kann, in neuer Gestalt aufzustehen. ... Die Schau in die neue Wirklichkeit ist für uns der Blick aufs Haupt der Medusa, das uns zu Stein werden läßt. Aber um die Wirklichkeit zu erkennen, müssen wir lernen, ihr ohne Schaudern und ohne Blendung ins Antlitz zu blicken.«

Diese erkennbar den politischen Umständen geschuldeten Resignation, die Marek nicht als einziger, aber am schärfsten zum Ausdruck brachte, verstanden nicht wenige als ein literarisches Bekenntnis zum Nihilismus, für den dann die Namen Gide, Sartre, Camus und auch Kafka herhalten mußten. Hans Mayer, der später das Ganze als Religionsstreit

verharmloste, stand damals auf jener Antiposition und verstieg sich in seiner Replik auf den literarischen Nihilismus zu Vergleichen, die bei ihm zuvor und später undenkbar waren: »Auch Sartre ist die große Mode, denn er spricht viel von der Freiheit, worunter sich jeder vorstellt, was ihm gerade erwünscht ist. Man schreibt über ihn um so mehr, je weniger man den Werdegang dieses Schriftstellers wirklich an der Quelle verfolgte. Sonst würde man sehen, daß diese Freiheitsphilosophie Sartres nichts anders ist als sinnlose Aktion in einer sinnlos gewordenen Welt. Der Nazijurist Carl Schmitt nannte die entsprechende Lehre bereits vor zwei Jahrzehnten den 'Dezisionismus', weil es ihm offenbar nur auf die Dezision, die Entscheidung schlechthin ankam. Sartres Helden entscheiden sich immer wieder in angeblicher Freiheit: in den 'Fliegen' ist es zufälligerweise die Beseitigung eines Tyrannen, in der Novelle 'Herosrat' dagegen, ganz wie bei Gide, ein sinnlos begangenes Verbrechen. Ein Verbrechen 'an sich' — aus freier Entscheidung! Wenn Ethik und Ästhetik, wenn aller Respekt vor dem Leben des Menschen abgetan wurden, so bleibt bloß noch die nackte Aktion. Freiheitstat oder scheußliches Verbrechen, das bleibt sich dann gleich, wenn nur 'frei' entschieden wurde. Auch das ist eine menschenfeindliche, menschenfresserische Lebensauffassung.«

Auf den Kern der Sache, die keine eigentlich literarische war, sondern die politischen Verschiebungen der Nachkriegswirklichkeit reflektierte, ging Mayer nicht ein. Mehr Verständnis fanden Marek und die ihm nahestehenden 'Nihilisten', besser die gegenüber dem politischen Geschehen resignierenden Schriftsteller in der von Alfred Döblin herausgegebenen Zeitschrift »Das Goldene Tor«. Aber gerade dies Verständnis zeigte auch, wie berechtigt ihre Skepsis war. Herbert Wend kommentierte dort den Kongreß, insbesondere die Kontroverse um Marek: »Diese Entwertung des Geistes, diese Diktatur der 'Manager', ein Problem, welches der Lektor des Rowohlt Verlags, Kurt W. Marek, in einem ... Referat behandelte, kann zu einer so schaurigen, jeden künstlerisch schaffenden Menschen bis ins Mark treffenden Realität werden, daß daneben Streitfragen wie die, ob der littérature engagée ein Vorrang vor der littérature pure gebühre, auf einem gegenwärtigen Schriftstellerkongreß zur Unwesentlichkeit verblassen müßten. Dies aber haben die in Frankfurt versammelten Autoren nicht erkannt — oder nicht erkennen wollen. Sie hätten dort Gelegenheit gehabt, in einer Manifestation zu bekunden, daß sie keineswegs gewillt seien, vor der Diktatur der Ökonomie zu kapitulieren ..., sie hätten ihre heute von einer leerlaufenden Bürokratie mißachteten beruflichen und wirtschaftlichen Rechte vernehmlich fordern können —, kurz, sie hätten eine Chance gehabt, Deutschland und die Welt außerhalb der deutschen Grenzen aufzurütteln zu lassen und ihre Existenz, ihre

Dynamik unüberhörbar zu demonstrieren. Statt dessen spielte sich im Handwerkersaal zu Frankfurt — erschreckende Symbolik des Tagungs-orts! — so etwas wie eine Versammlung von Feuilletonredakteuren ab, die ein mißglücktes Referat von Walter Kolbenhoff, einem Angehörigen der Gruppe 47, zum Anlaß nahmen, sich darüber zu streiten, ob der Dichter in unserer brutalen Gegenwart das Recht habe, unpolitisch zu bleiben, oder ob es nicht vielmehr seine vornehmste Pflicht sei, dem Soziologen ins Handwerk zu pfuschen und die Nöte des Alltags zu registrieren."

Die Sinnlosigkeit irgendeiner Manifestation hatte Marek nun gerade vorführen wollen. Dennoch hat der Rezensent eine dunkle Ahnung vom Problem. Da fallen Begriffe, die vage für etwas stehen, was viele beunruhigt auf sich zukommen sahen, ohne es genau bestimmen zu können: Ökonomie, Manager und Soziologie. Doch neben diesen Indikatoren eines anderen Umgangs mit gesellschaftlichen Realitäten stehen auch die alten elitären Vorstellungen. Erschreckend ist es dem Autor, die Schriftsteller im Handwerkersaal versammelt zu sehen, nichts scheint ihnen ferner zu liegen als das Handwerkliche. Erschreckend ist ihm auch die gerade ein Jahr alte Gruppe 47, die Vereinigung jener Schriftsteller, die später die Literatur der Bundesrepublik vor allen anderen beeinflussen werden und deren Mitglieder dann auch erreichten, was dieser Versammlung noch ein frommer Wunsch war, "außerhalb der deutschen Grenzen aufhorchen zu lassen". Und gar keinen Gedanken macht er sich darüber, ob es nicht doch etwas verfrüht im Jahr 1948 sein könnte, Deutschland wieder unüberhörbar laut werden zu lassen.

Er hat zwar verstanden, was Marek beklagte, daß es nicht um einen menschenverachtenden literarischen Nihilismus ging, er hat aber nicht verstanden, warum Marek der Meinung war, daß die politische Wirksamkeit der deutschen Literatur, insbesondere ihr Einfluß auf die große Politik, eine Illusion bleiben mußte. Er hatte gänzlich überhört, daß Marek und andere von den Möglichkeiten einer Literatur gesprochen hatten, die es in Deutschland noch gar nicht gab, und von einer Wirklichkeit, die von der bestehenden Literatur vielleicht beklagt, literarisch aber nicht verarbeitet wurde.

So verschoben sich die literarischen Diskussionen zwischen 1947 und 1948. Es ging hier nicht, wie noch in Berlin, zuerst um eine Auseinandersetzung mit dem drei Jahre zurückliegenden faschistischen Dritten Reich, allenfalls am Rande war das ein Thema. Es ging um eine neue, noch unfaßliche Gesellschaftsordnung, mit der diese deutsche Literatur sich unvorbereitet konfrontiert sah. Die von Wend etwas spitzig erwähnte Gruppe 47 hatte sicherlich auch noch keinen Begriff von der uns so

vertrauten Welt einer durchgängig industrialisierten Gesellschaft, in der Wissenschaft und Technik dominieren. Ihren Teilnehmern war aber immerhin bewußt, daß die kommende Literatur nicht von gesicherten Beständen ausgehen konnte, sondern tastend sich der Wirklichkeit zu nähern hatte. Vor allem war den Autoren der Gruppe 47 bewußt, daß sie keine Wirksamkeit würden erlangen, kein Gehör würden finden können, wenn sie sich den alten Traditionen unkritisch verschrieben. Die Ausflüchte und Auswege, die in Berlin und nun zum Teil wieder in Frankfurt aus der Misere helfen sollten, hatten rührende und auch komische Züge.

Da war zum Beispiel der Vorschlag Leo Weismantels, den auch Horst Wend im »Goldenen Tor« zitierte, ein Kulturparlament zu schaffen, in dem die Dichter ungestört ihre Sache verhandeln und den Gefahren der Modernen Welt sich entziehen könnten. Leo Weismantel hatte diese Idee gehabt: "Die Frage nach einem deutschen Kulturparlament, dem die Behütung, die Rettung der Kultur, die Betreuung der lebendigen schöpferischen Kräfte unseres Volkes aufgetragen würde, steigt aus Ängsten und Nöten unserer Gegenwart auf, in der alles menschliche Dasein fragwürdig erscheint." Zwei Gefahren, die Weismantel als besonders bedrohlich empfand, sollte sein Kulturparlament bannen: "Die erste Gefahr ist das in unserem politischen Leben praktizierte Pramat alles Irdisch-wirtschaftlichen vor den Lebensansprüchen des Geistigen und Kulturellen. Die Aufbauprobleme unseres zerstörten Wirtschaftslebens werden sich niemals aus dem Geist der Wirtschaft und aus einem nur intellektuellen materiellen Kalkül lösen lassen, sondern, wenn die Politik hierin verharrt, nur immer mehr verwirrt werden. (...) Die zweite nicht minder große Gefahr kommt von den Diktaturen der auf Demokratie getarnten politischen Kollektive."

Auch hier spricht wieder eine leicht irreale Angst vor der 'Ökonomie' und denen, die sie gestalteten, den Managern. »Die Herrschaft der Manager«, so der Titel eines damals viel gelesenen Buches von James Burnham, war ein Synonym für subjektfreie Sachlichkeit, für Anonymität, Geistlosigkeit. Marek vor allem hatte sich auf dieses Buch bezogen, als er seinen Ausblick in die literarische Zukunft vorstellte, aber auch andere verwiesen darauf in Sorge um die Zukunft. Weniger der politische Führer, der alles unter seine Gewalt zwingt und dem Dichter die Luft zum Atmen raubt, war nun, auf dem Frankfurter Kongreß die Schreckensperson — dabei lag dessen Realität ja noch nicht allzu lange zurück, gerade drei Jahre; und in Berlin war sie noch durchaus bestimmt gewesen. Der Organisator des Wirtschaftsmechanismus war an seine Stelle getreten. Eine seltsame Verschiebung angesichts der gesellschaftlichen Wirklichkeit, denn Deutschland bedurfte zu jener Zeit nichts

dringlicher als qualifizierter Manager. An deren mögliche Alleinherrschaft war dabei gar nicht zu denken, denn immer noch blühten Schwarzmarkt und Naturalwirtschaft.

Weismantel und die anderen Freunde seines Kulturparlaments hätten schon während der Feiern draußen vor der Paulskirche sich von den Passanten belehren lassen können, daß ihre Sorge um eine von Managern ungestörte Kultur der allgemeinen Stimmung nicht gerecht wurde. Die »Frankfurter Neue Presse« tat es an ihrer Stelle nach Abschluß der offiziellen Feierlichkeiten. Sie befragte querbeet Junge und Alte, Arbeiter und Angestellte, Handwerker, kleine und größere Unternehmer, Frauen und Männer nach ihrer Meinung zu den Festlichkeiten. Die Antworten fielen naturgemäß verschieden aus, nach einem Kulturparlament als Fortsetzung verlangte niemand.

«Philipp S., 52 Jahre, Handelsvertreter: 'Die Paulskirchenfeier ist als solche wohl berechtigt, da sie zur Festigung des demokratischen Gedankens beitragen kann. Als Mensch hätte ich es freilich lieber gesehen, wenn das Material und die Kräfte, die für den Wiederaufbau der Paulskirche eingesetzt wurden, für den Wohnungsbau verwandt worden wären. Es ist zu hoffen, daß damit jetzt auch die Initiative zum Wohnungsbau ausgelöst wird.' Gisela B., Verkäuferin und Hausfrau, 24 Jahre: 'Der Fahnen- schmuck hat mich an vergangene Jahre erinnert. Sich über die Stoffver- schwendung aufzuregen, hat doch keinen Zweck, da die Tuche doch nicht an die Leute abgegeben worden wären, die sie nötig brauchen. Dann habe ich mich über den freien Tag gefreut, und das Ausland soll sehen, daß wir nicht ganz passiv sind.' Herbert H., Sportreporter, 36 Jahre: 'Daß es auf der Paulskirchenfeier zu einer geistigen Diskussion gekommen ist, muß ich begrüßen. Den feierlichen Rahmen muß ich jedoch entschieden ablehnen. Ist es denn nicht lächerlich, wenn man die Trümmer mit Tannen und Fahnen tarnt? Und dann noch etwas: Warum hat man die Feierlichkeiten, und besonders das, was es auf ihnen zu essen und zu trinken gab, nur den Prominenten vorbehalten? An das Volk denkt man auch heute nicht. Darum gingen die Leute auch lieber auf den Fußballplatz.' Renate G., Übersetzerin, 23 Jahre: 'Ich halte die ganze Aktion für ziemlich töricht. Die Absicht, damit volkstümlicher zu machen, wurde nicht erreicht.' Heinrich R., Kaufmännischer Direktor, 50 Jahre: 'Ich bin ausgesprochener Anhänger der 48er Idee, doch war die Frankfurter Feier eine Enttäuschung für mich. Sie hatte einen viel zu offiziellen Anstrich. Man hätte das Volk, also die wahre Öffentlichkeit, nicht ausschließen und dadurch verärgern sollen. Man sah zuviel Polizei.'»

Die Liste ließe sich fortsetzen; es gab weit gröbere Ablehnungen der Veranstaltung, da und dort auch etwas mehr Begeisterung. Und sicher muß kein Schriftsteller, selbst wenn solche Aussagen repräsentativ sein sollten, sich nach ihnen richten. Sie aber so gänzlich in den Zukunftsplänen und beim Nachdenken über das Verhältnis von Dichtung und Gesellschaft zu ignorieren, wie viele es taten, das mußte vom Wege abführen. Das Mißverhältnis zwischen Alltäglichkeit und beispielsweise der Idee eines Kulturparlaments berührte auch nicht allein die unterschiedlichen Interessenlagen von Schriftstellern und anderen Menschen. Das wäre kein Problem. Ein Großteil der Teilnehmer des Schriftstellerkongresses verkannte vielmehr, daß die Restauration der traditionellen Kultur, also auch traditioneller Dichtervorstellungen, keine Selbstverständlichkeit war, daß sich dahinter die Ratlosigkeit verbarg, wie eine andere, neue Gesellschaft auszusehen hätte.

Einer der Teilnehmer des Kongresses, W. E. Süskind — er hatte in seinem Referat dafür plädiert, publizistische ebenso hoch wie dichterische Leistungen zu würdigen, ein wenig war das pro domo gesprochen — Süskind berichtete anschließend über den Kongreß in der »Süddeutschen Zeitung«. Seine Anmerkungen schließen mit einer bedenkenswerten Abschweifung: «Zum Abschluß auf einen Sprung hinüber zum Hirschgraben. Das Goethe-Haus ist ein Bauplatz mit Bretterzaun, wie es sich gehört. Die Rekonstruktion der Fassade ist bereits ein Stockwerk hoch gediehen. Man erkennt noch, wo alte, wo nachgemachte Steine verwendet sind. Es muß also noch künstlich patiniert werden. Angesichts des Hauses und der Stätte, auf der Schuttestraße gegenüber stehend und mit dem Blick auf den Pappelbaum im Höfchen, in dessen Laub so herrlich der Wind wühlt, werden wir uns erst recht nicht klar, wie wir zu dem Neubau stehen sollen. Als Museum wird er einzigartig, als Monument unserer Unafrichtigkeit wird er widerwärtig sein. Er wird unsere Kinder über eine frühere Vergangenheit belehren können, nicht über eine spätere, die unsere Gegenwart war. Was ist wichtiger?»

Ähnlich hatte damals Walter Dirks in den »Frankfurter Heften« gefragt, was denn diese Restauration restauriere, ob man über der Zerstörung patinieren könne, ob dies der Weg sei, eine Gesellschaft aufzubauen? Es ist geschehen. Und von heute aus werden viele sagen, es ist viel zu wenig geschehen, viel zu viel wurde unwiederbringlich der Modernität geopfert. Um so schwieriger also wird verständlich, welche Skrupel Süskind oder Dirks bei der Rekonstruktion des Goethe-Hauses im Jahr 1948 bewegten. Offenbar teilten sie die weitverbreitete Unsicherheit, welches der beste Weg sei, eine neue Gesellschaftsordnung zu errichten. Es sollte jedenfalls eine andere als die des zerstörerischen Faschismus sein, aber

auch eine andere als die es war, die dem Faschismus vorherging. Das waren nun keine leichten Fragen. Und das Schwanken zwischen verschiedenen Möglichkeiten, das Für und Wider, das auf dem Schriftstellerkongreß jenes Jahres die Autoren gegeneinander trieb, war nur ein Ausdruck einer allgemeinen Stimmung. Im Unterschied zum Berliner Kongreß aus dem Jahr zuvor aber war diese Unsicherheit, wie versteckt immer hinter divergierenden Literaturauffassungen, in Frankfurt mit Händen zu greifen. Insofern war man doch einen wichtigen Schritt weitergekommen, auch wenn gar keine Klarheit die Aussicht bestimmte.

Eine andere gegenüber 1947 sehr bemerkenswerte Veränderung wird kenntlich, vergleicht man die Reden einer der anerkanntesten Teilnehmerinnen beider Kongresse, Elisabeth Langgässers. In Berlin hatte sie noch, ihre eigenen Erfahrungen im Dritten Reich reflektierend, von der oft unverschuldeten Unschuld während der Zeit des Faschismus gesprochen, um allzu hochfahrenden Selbstgerechtigkeiten die Spitze zu nehmen. Sie relativierte absichtlich die Legitimität ihrer Anwesenheit auf dem Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß, bei dem die Empfindlichkeiten zwischen Emigranten und Gebliebenen gelegentlich sehr quälend spürbar wurden.

In Berlin argumentierte Elisabeth Langgässer gegen alle Scheinheilighkeiten: "Es ist eine große, eine unverdiente Gnade gewesen, wenn Gott einem Menschen den Arm festgehalten hatte; nüchterner ausgedrückt: wenn er es fügte, daß er aufgrund unqualifizierbarer Vorfahren oder irgend einer Temperamentsäußerung, über die er selber hinterher erstaunt war, beizeiten aus der sogenannten Reichsschrifttumskammer herausgeworfen wurde, bevor er noch in die Versuchung kam, mit diesem Gesindel einen Pakt zu schließen, von welchem der 25. Psalm sagt: 'An ihrer Hand klebt Freveltat, gefüllt ist ihre Rechte mit Geschenken.' Hier ist nichts zu rühmen, sondern nur zu danken, denn es kann erst etwas zur Versuchung werden, wenn es die Möglichkeit der Realisierung in sich getragen hat."

Elisabeth Langgässer war 1936 von der Reichsschrifttumskammer mit einem Publikationsverbot belegt worden. Ihrer Haltung und Erfahrung entsprechend empfahl sie den Schriftstellern des Jahres 1947 Bescheidenheit, Verzicht auf alle pathetischen Worte, Einfachheit der Sprache: "Gewisse Zeiten sind überfällig, gewisse Dichterworte, mit denen wir Deutsche uns selbstgefällig zu schmücken pflegen, zu weit geworden wie eine schlappernde Haut, unter der sich nicht Fleisch und Muskel mehr spannt. Nun gilt es, bescheiden zu werden, wachsam, demütig und einfach — ja, allererst einfach."

Diese Empfehlung war höchst angebracht in Berlin, denn gleich welcher politischen Couleur die dort versammelten Autoren sein mochten, sie redeten mehrheitlich in einer Sprache, wie sie nicht ferner von der sie umgebenden politischen und materiellen Trümmerrealität hätte sein können. Vom Auftrag und vom Heroischen war die Rede, vom Volk, das im Schriftsteller seinen Repräsentanten finden sollte, vom Geist, den es zu retten galt und ähnlichen Dingen, so daß besonders die jüngeren und jüngsten Autoren den Kongreß übergingen und überhörten, obwohl er gerade ihnen, den Zukünftigen, sich zuwandte. Sie witterten politischen Mißbrauch, sie wollten diesen Auftrag des Künders und Sehers nicht. In einem Gedicht, noch vor dem Berliner Kongreß verfaßt, hat Wolfdietrich Schnurre, Jahrgang 1920, den Widerwillen gegen das Pathos der Traditionalisten dargestellt. Schnurre überschrieb das Gedicht: 'Der Schrei nach Aktualität'

"Ihr fordert, daß wir etwas schreiben sollen,  
was zeigt, wie all das Grau'n wir überwinden?  
Ihr fragt, ob wir denn immer schweigen wollen  
und ob 'in Schreibtischfächern' nichts vorhanden?

Ja, glaubt ihr denn, wir könnten unsre Tode  
wie Brunnenwasser aus dem Schachte winden?  
Nur, weil das Läutern heute grad mal Mode,  
so meint ihr, sollten wir uns auch drein finden?

Was fuchtelt ihr mit eurer Zensorrute:  
'Wo bleibt, ihr Jungen, heut das Aktuelle?'  
Nur, weil den Leuten aktuell zumute,

tät's Not, daß man sich ihnen unterstelle?  
Tragt ihr denn die Vergangenheit im Hute?  
Wir tragen sie an anderer Stelle."

Weder Stephan Hermlin erreichte sie, der auf dem Berliner Kongreß podesthaft überhöht die Frage stellte, wo die junge Literatur bleibe, und ihr empfahl, "einer humanistischen-heroischen Dichtung nachzuspüren, jenen Ideen, aus denen alle echte Dichtung seit jeher gespeist ward". Noch gelang es Johannes R. Becher oder Günther Weisenborn, ins Bewußtsein der Jüngeren einzudringen. Diese pathetischen Mahner blieben dem Wunsch nach Einfachheit und Klarheit schon durch ihre eigene Sprache fern. Was sie verlangten, hatte wenig mit Literatur und viel mit Philosophie, mit einer Verantwortungsphilosophie der Schriftsteller zu tun. Elisabeth Langgässer lag da viel richtiger, sie war realistischer. Und

doch hatte sie damit sogar den Berufsrealisten gegenüber einen unverzeihlichen Faux Pas begangen. Noch bis zum Anfang der 80er Jahre galt in der DDR ihre Rede als ein Hinweggleiten in die abgründige Richtung des gesellschaftlichen Verbrechens.

In der offiziellen Geschichte der Literatur der DDR aus dem Jahr 1980 steht geschrieben: "Bereits im Einleitungsreferat von Elisabeth Langgässer »Schriftsteller unter der Hitlerdiktatur« traten jedoch die Widersprüche hervor, die für die politische und die kulturelle Situation bezeichnend waren. (...) Die Isolierung der Kunst von der Gesellschaft, eine unpolitische Haltung, die Position der 'reinen Geistigkeit' gaben den offen reaktionären Kräften die Möglichkeit, ehrlichen Antifaschismus in die Richtung antikommunistischer und antisowjetischer Ausfälle zu drängen."

1948 in Frankfurt war für solche Vorbehalte, die sich nicht erst im Nachhinein bei den sozialistischen Literaturhistorikern bildeten, sondern schon während des Berliner Kongresses in Umlauf kamen, kein Platz; und zwar nicht allein darum, weil die Vertreter jener Literaturgeschichte fehlten. Die Erfahrungen, die Elisabeth Langgässer noch in Berlin bewegt hatten, waren zwischenzeitlich durch offenbar gründlichere Beschäftigung mit der europäischen Literatur weiter erhärtet worden. Elisabeth Langgässer sprach in Frankfurt zum alten Thema, zur Sprache, diesmal aber im Bewußtsein, daß nicht allein in Deutschland etwas zusammengebrochen war: "Die deutsche Sprache hat in ihren gegenwärtigen Trägern, den Dichtern und Schriftstellern unserer Tage, eine Zeit der Isolierung, der Versklavung, Einkerkerung und Fesselung durch mindestens zwölf Jahre, in Wirklichkeit aber bereits fünfzehn Jahre hinter sich, wie sie noch niemals seit dem Aufgang eines gemeinsamen europäischen Bewußtseins dagewesen ist. (...) Hier genügt es nicht länger zu sagen: die Sprache ist verarmt oder aufgeschwemmt; die Sprache ist asthmatisch oder sie ist prahlerisch geworden; sie zirpt oder brüllt; spreizt sich ästhetisch oder epigonenhaft in klassischen Tändeleien oder gefällt sich zu grimassieren und nennt 'Zeitnähe', was doch in Wirklichkeit schon längst überritten ist. Welcher Vorgang hat sich also vollzogen? Was ist geschehen? Und was bedeuten uns diese Zeichen von seltener Einmütigkeit? Müßten wir nicht — herausgetreten aus den Bauten der Sklaverei — gestehen, die Sprache sei nicht mehr, der Genius der Sprache sei tot? Aber seltsam: geblendet noch von der Fülle und von der unvermuteten Stärke des Lichtes, das uns entgegenschlägt, nehmen wir einen Tatbestand wahr, der uns mit traumhafter Schärfe erinnert an das Märchen 'Jungfrau Maleen'. Der Turm ist zerbrochen und die Gefangene frei — frei hinzugehen, wohin sie will; zu begehrn, zu wünschen,

den Brennesselbusch und mit dem Brennesselbusch die Schöpfung anzureden. Und siehe: Überall ist Zerstörung, die gleiche Zerstörung und Einsamkeit wie in dem einsamen Turm. Eine ungeheure, stumme Verwüstung breitet sich überall aus; versteckt liegt die Erde, merkwürdig leer und ohne die vertraute Markierung einer menschlichen Tätigkeit. Total geworden ist die Zerstörung, total aber auch das Erlebnis der neuen Wirklichkeit. (...) Um es kurz zu fassen: ein neuer Baustil des europäischen Selbstbewußtseins war da ans Licht getreten; neue Inhalte hatten sich — unabhängig von Isolierung und künstlichem Zwang — schon lange vorbereitet und waren nun plötzlich da. Sie hatten die alten Ausdrucksformen, wie eine Knospe die Hülle, gesprengt und waren nun selber Form."

Es ist heute schwer zu ermessen, welche Glückseligkeit die Jungfer Maleen empfand, als sie nach ihrer Befreiung aus dem Turm nur eine andere Verwüstung vor sich ausgebreitet sah. Sollte man doch denken, daß ihr Unglück sich nur noch steigern mußte. Aber in dieser Negation lag dennoch eine uns heute fremde Befreiung. Die Isolation in der Zeit des Faschismus hatte bei vielen Schriftstellern, selbstverständlich nicht nur bei ihnen, eine zweifache Vereinsamung zur Folge. In diesen zwölf Jahren von der kulturellen Entwicklung der freien Staaten weitgehend abgeschlossen und zur Bejahung des Faschismus oder zum Schweigen verurteilt, glaubten sie, nachdem der Nationalsozialismus seine Niederlage gefunden hatte, aus dem kontinuierlich verlaufenden Prozeß der Kultur und des Fortschritts herausgeworfen worden zu sein. Es schien ihnen unendlich schwer sich vorzustellen, wie man einen Anschluß gewinnen könnte. Dabei hatten sie übersehen, daß der Faschismus nicht nur da wirkte, wo er herrschte, sondern selbst krassester Ausdruck der Zerstörung und damit auch des Endes einer historischen Epoche relativ geruhiger kontinuierlicher menschlicher Entwicklung gewesen war. Sie hatten nicht bemerkt, wie Elisabeth Langgässer jetzt sagen konnte, daß auch außerhalb des faschistischen Einflusses eine "Umschichtung aller Werte und Empfindungen" vor sich gegangen war.

Noch auf dem Berliner Schriftstellerkongreß, sieben Monate vor der Paulskirchenfeier, war die Isolation, in der die deutsche Literatur sich nach dem Krieg befand, ein zentrales Thema. Der Wunsch, diese Isolation aufzuheben, bestimmte fast alle Reden. In den nachträglichen Be trachtungen glaubten einige der Teilnehmer, sich diesem Ziel genähert zu haben. Rudolf Leonhard etwa schrieb in der Zeitschrift »Wissen und Tat«: "Die am Anfang des Kongresses beklagte Isolierung der deutschen Literatur von den anderen Literaturen ist durchbrochen". Zum Beweis führte er an, daß die geladenen ausländischen Gäste, zuerst jene aus der

Sowjetunion, auf dem Kongreß hätten sehen können, wie "lebendig die deutschen Schriftsteller am Werke" seien.

Das war allerdings ein frommer Wunsch. Der Sache viel näher kam Hans Mayer, der für die »Frankfurter Hefte« berichtete: 'Der magische Bann ist nicht gebrochen, wir blieben allein. Das Tor zur Welt wurde nicht dadurch geöffnet, daß drei namhafte Schriftsteller der Sowjetunion, darunter der Dramatiker Katajew, als Gäste auftraten: sie fanden außer dem Generalsekretär des Pen-Clubs in London, Hermann Ould, kein wirkliches Gegengewicht vor. Es fehlten als Gäste die großen Schriftsteller des Auslandes, Steinbeck und Faulkner, Silone und Franzosen wie Bernanos, Sartre oder Aragon. So entstanden Zwischenfälle zwischen den ausländischen Gästen, die uns nicht weiterhalfen, uns deutschen Schriftstellern nur noch mehr unsere Isolierung und unsere Abhängigkeit von den großen internationalen Auseinandersetzungen bewußt machten.'

Während des Kongresses selbst hatte bereits auf einem Empfang, den die englische Besatzungsmacht den Schriftstellern gab, Peter de Mendelssohn die großen Töne vom wiederauferstandenen deutschen Geist gedämpft. Man hat das damals nicht gern gehört, den Möglichkeiten einer neuen deutschen Literatur kam er aber, von heute aus betrachtet, wohl am nächsten, als er seinen Gästen unverblümt erklärte: 'Es handelt sich darum, die deutsche Literatur wieder zu zivilisieren, und was wäre denn höchster Ausdruck der Zivilisation, wenn nicht Eigenwilligkeit und Originalität? Was wäre höherer Ausdruck der Zivilisation als die Sitwells, Elisabeth Bowen, Virginia Woolf in England, Alberto Moravia in Italien, Camus in Frankreich? Wer wäre weniger gleichgeschaltet als diese über Europa verstreuten Namen und wer hinge in einem geheimen Sinn enger zusammen denn sie? Was bindet, was verbindet sie? Nichts anderes als die Tonlage der Zivilisation: Und es bedarf keiner besonderen Gabe der Voraussicht, um zu vermuten, daß die neuen deutschen Schriftsteller, sobald sie in die Nähe dieses Tons gelangen, bemerken werden, wie ihre eigenen Bücher wieder beginnen zu klingen und Resonanz zu finden, hüben und drüben. Mit Sicherheit kann man ihnen versprechen, daß sie dann nicht mehr lange werden herumsuchen müssen, mit wem sie ins Gespräch kommen können. Denn das Gespräch wird schon begonnen haben, sie werden mitten drin sein.'

Elisabeth Langgässer hatte Peter de Mendelssohns Vorschlag, wie es scheint, sich zu eigen gemacht. Noch waren die deutschsprachigen Werke nicht zur Hand, auf die sie sich hätte beziehen können, daß aber die deutsche Literatur sich in einem Kontext verstehen konnte und muß-

te, in dem nicht eine imaginäre Vergangenheit großer Kunst wiederzubeleben, sondern die "Sprache des Schriftstellers in Isolierung und dialogischer Begegnung", so der Titel ihres Vortrags, zu erarbeiten war, das sprach sie am klarsten in Frankfurt aus: "So gesehen wird es notwendig sein, Begriffe wie 'modern' oder 'zeitnahe' vollkommen neu zu erklären. Dabei muß uns allerdings bewußt bleiben, daß die Inhaltsbestimmung der neuen sprachlichen Stile nur, oder wenigstens weitgehend, negativ abgegrenzt werden kann; daß wir also wohl präzis bestimmen können, was unserem Lebensgefühl als nicht modern erscheint, ohne daß wir unbedingt schon den Gegenpol eindeutig fixieren, geschweige denn ihn mit Beispielen belegen können."

Sie entzog damit für ihren Teil die Auseinandersetzung einer fruchtlosen Kontroverse, wie Mayer sie wohl mit dem Begriff Religionsgespräche später auch gemeint haben mag, und in der mit Hilfe von bloßem name dropping Ab- und Ausgrenzungen markiert wurden. Sie tat einen Schritt in Richtung der wirklichen, der zerstörten aber auf eine moderne Zukunft hin konzipierten Gesellschaft, von der nicht allein sie vorerst nur sagen konnte, was an ihr nicht modern sei und was aufgegeben werden müsse. Das war für den Augenblick ein vielleicht unmerklicher Schritt über die Positionen des 47er Kongresses hinaus. Im Rückblick war es ein Sprung.

Mehr oder weniger fern kreisten um diese Einsicht noch einige Teilnehmer des literarischen Paulskirchen-Treffens. Keiner von ihnen aber so punktgenau die Lage beschreibend wie Elisabeth Langgässer. Da war Theodor Plievier, erst vor einem Jahr aus der Sowjetunion als gefeierter Autor des Stalingradromans zurückgekehrt und nun von allen Seiten bedrängt, seine sozialistischen Sympathien auch öffentlich abzulegen. Er tat es nicht. Vielen galt das als unerhört, und Plieviers Referat fand darum die besondere Aufmerksamkeit der Presse. Doch war sein Referat ein Schritt auf jene Zivilisation zu, die Peter de Mendelssohn 1947 eingefordert hatte.

Plievier erklärte sich auf dem Kongreß: "Eine Frage, die in einem Offenen Brief und auch sonst an mich herantrat und die lautete: Ob ich, da ich 'Stalingrad' doch in Rußland geschrieben habe, nicht jetzt, da ich die russisch beeinflußte Zone verlassen habe, das Buch umschreiben müßte, habe ich bereits öffentlich beantwortet und zwar dahingehend, daß ich 'Stalingrad' nicht in russischem Auftrag, sondern als deutscher Schriftsteller, als deutsche Angelegenheit und als Ausdruck deutschen Schicksals geschrieben habe. Daß das in Rußland möglich war, und zwar in einer Zeit, als Rußland und Deutschland in einen Kampf um Leben und Tod verstrickt waren, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Und ohne

diese Freiheit des Schaffens und ohne die Möglichkeit eigene deutsche Gesichtspunkte anzulegen, hätte 'Stalingrad' niemals das Buch werden können, das als erstes die Zonengrenzen durchbrach und in der russischen wie in der amerikanischen, britischen und französischen Besatzungszone verlegt und gelesen werden konnte. Ich komme auf diese Fragestellung zurück, weil sie eine erschreckende und gefährliche Charakterhaltung verrät: eine Haltung, die voraussetzt, daß es gar nicht anders sein könne, als ob der deutsche Schriftsteller, der deutsche Politiker, der in der deutschen Öffentlichkeit Wirkende der Besatzungsmacht hörig ist, unter der er gerade lebt. (...) Ich bin weiter der Meinung, daß in Europa und auch in Deutschland unter dem Zustand der Besetzung die Möglichkeit für selbständiges Denken geblieben sein muß; und wenn das auch schwer sein sollte, so ist es besser und selbständiger und auch zukünftiger gerichtet, zwischen allen Stühlen zu sitzen, als einen bequemen Platz einzunehmen, der nur unter Preisgabe selbständigen und unabhängigen Denkens und Schaffens zu erhalten wäre."

Zu erinnern ist schließlich noch an einen Hinweis Walter Kolbenhoffs, den er wie selbstverständlich in seine Rede einflöcht und der heute doch alles andere als das ist. "Ich bin jetzt vierzig Jahre und habe, wie Sie, zwei Weltkriege erlebt. Seit ich denken kann, sind neben mir Kinder verhungert und wurden die Menschenrechte mit Füßen getreten." Vierzig Jahre danach sind solche biographischen Bekenntnisse den heute mit dem damaligen Kolbenhoff Gleichaltrigen in unserer Region unvorstellbar. Man hat das aber zu berücksichtigen. Das war nicht allein eine deutsche, das war eine europäische biographische Erinnerung. Und darüber hatte Elisabeth Langgässer gesprochen. Noch im Jahr des Kongresses, 1948, gab Heinrich Bechtoldt im Asmus Verlag in Konstanz ein kleines Bändchen heraus, in dem sieben Reden des Schriftstellerkongresses von Frankfurt veröffentlicht waren. Die Rede Elisabeth Langgässers findet sich nicht darunter. Im Vorwort schrieb Bechtoldt: "Sobald sich wieder eine Gelegenheit bieten wird, die Bekenntnisse deutscher Schriftsteller zu vergleichen, werden wir an Hand der hier präsentierten Dokumente in der Lage sein festzustellen, in welcher Richtung die weitere Entwicklung gegangen ist. Die Antwort auf Plieviers Appell: "Was der Schriftsteller zu sagen hat, das sagt er in seinen Büchern" ist allerdings in noch viel höherem Grade Gegenstand ungeduldigster Erwartung. Erfüllt sie sich, dann findet die deutsche Literatur den Anschluß an die Leistungen, die die Schriftsteller anderer Länder für ihre Völker vollbracht haben."

Es hat viele Schriftstellerkongresse seitdem gegeben. Sie haben sich aber nicht mehr mit denen von 47 und 48 verglichen. Dennoch haben diese beiden Veranstaltungen eine später unscheinbar gewordene Vorarbeit

geleistet, an die die wenigsten sich erinnern. Das hat aber mit dem Dilemma zu tun, in dem sich die Versammelten auf beiden Kongressen befanden. Sie sprachen ihre Erwartungen über die kommende Literatur aus, pathetisch oder nüchtern, dem Alten verhaftet oder in Erwartung einer neuen, modernen deutschen Literatur. Doch Literatur, das, was sie in ihren Büchern hätten sagen sollen und dann auch sagten, lag noch nicht vor. Und so geriet in Vergessenheit, unter welchen Mühen und unwiederholbaren Umständen sich die deutschen Schriftsteller nach 1945 auf den Weg gemacht haben.

*Heinrich Mann: Die Sache ist (...), daß die Deutschen in tiefster Brust neutral sind, sobald es ihre eigenen Angelegenheiten angeht. Sich in fremde einmischen, gut (...) Was nicht vorkommt bei ihnen, ist ein innerer Krieg.*

## Die Sprache des Schriftstellers in Isolierung und dialogischer Begegnung

Die Voraussetzung jeder Diskussion über das Thema: "Die Sprache des Schriftstellers in Isolierung und dialogischer Begegnung" ist die Annahme einer ebenso unbestreitbaren wie immer wieder umstrittenen Tatsache — der Tatsache nämlich, daß es jenseits von Isolierung und Gemeinschaft etwas gibt, das wir mit dem Ausdruck 'Bauformen der Kunst' umreißen können; Bauformen also der Architektur, der Musik, der Plastik, der Malerei — und Bauformen der Sprache zugleich. Diese Bauformen sind uns von jeher geläufig und um so vertrauter, je mehr sie sich kristallisieren; sei es in architektonisch-plastischen, sei es in musikalisch-mathematischen Gebilden, deren Identität mit Gesetzen der Logik und Schlüssigkeit sich jederzeit nachprüfen läßt. Ich nenne nur hier zur Verdeutlichung die Bauformen der Gotik, der Renaissance, des Barok, der Fuge, des gregorianischen Chorals. Schwieriger wird es schon, wenn wir uns der Malerei nähern — denken wir nur an den scheinbar in sich selbst widerspruchsvollen Picasso, an Cézanne, der in unablässigem Ringen diese Bauformen selbst zu dem Inhalt seiner großen Schöpfungen machte, oder an Hans von Marées — am schwierigsten aber wird es, wenn wir uns dem Geheimnis der Sprache nähern, ihrer fließenden und sich wieder verdichtenden Substanz, ihrem leicht verführbaren und verführenden, elbischen Wesen, das zugleich funkeldes Urgestein ist, wo sie aufleuchtet in Gebilden von magischer Transparenz; in ihrer erhabenen Unveränderlichkeit, die sich herleitet aus der Natur des göttlichen Logos, dessen Gleichnis die Sprache ist, und in ihrer Geschichtlichkeit, die ihr den Wandel und mit dem Wandel ihr höchstes Gesetz und ihre tiefste Verpflichtung: Verwandlung an und für sich zu sein, jederzeit auferlegt. Können wir also tatsächlich von geschichtlichen Bauformen der Sprache reden, die zugleich Ausdruck historischer Weltbilder wären; von einer gotischen, einer barocken, einer modernen Sprache, was nicht dasselbe bedeutet wie die Sprache der Gotik, des Barock oder der Moderne — Bauformen also, die nicht Inhalte, sondern Stile bedeuteten und

meinten; menschliche Welten, menschliche Metamorphosen, die sich unabhängig von Charakter- und Milieubedingtheit überall da aufweisen lassen müßten, wo in einer gemeinsamen Weltstunde der Genius der Sprache sich als Sprache verleiblicht, als Sprache vernehmbar wird?

Verlassen wir zunächst diese Frage und begeben wir uns mitten hinein in die volle Realität. Die deutsche Sprache hat in ihren gegenwärtigen Trägern, den Dichtern und Schriftstellern unserer Tage, eine Zeit der Isolierung, der Versklavung, Einkerkerung und Fesselung durch mindestens zwölf, in Wirklichkeit aber bereits fünfzehn Jahre hinter sich, wie sie noch niemals seit dem Aufgang eines gemeinsamen europäischen Bewußtseins dagewesen ist. Ein Vorgang hat sich unter uns abgespielt, der vollkommen unvergleichbar ist mit jeder anderen Katastrophe, die bisher einen Sprachraum betroffen hat, denn im Gegensatz zu historischen Katastrophen ähnlichen Ausmaßes (denken wir an die Hunneneinfälle, die Völkerwanderung, den Dreißigjährigen Krieg), in denen Tod und Leben, Zerstörung und Befruchtung, Verarmung und Bereicherung einander die Waage gehalten haben, ist hier etwas geschehen, was sich selbst dort, wo nicht mehr gewertet, sondern nur noch gemessen wird, nicht rational erklären läßt. Hier genügt es nicht länger zu sagen: die Sprache ist verarmt oder aufgeschwemmt; die Sprache ist athmatisch oder sie ist prahlerisch geworden; sie zirpt oder brüllt; spreizt sich ästhetisch und epigonenhaft in klassischen Tändeleien oder gefällt sich zu grimassieren und nennt 'Zeitnähe', was doch in Wirklichkeit schon längst überschritten ist. Welcher Vorgang hat sich also vollzogen? Was ist geschehen? Und was bedeuten uns diese Zeichen von seltener Einmütigkeit? Müßten wir nicht — herausgetreten aus den Bastionen der Sklaverei — gestehen, die Sprache sei nicht mehr, der Genius der Sprache sei tot?

Aber seltsam: geblendet noch von der Fülle und der unvermuteten Stärke des Lichtes, das uns entgegenschlägt, nehmen wir einen Tatbestand wahr, der uns mit traumhafter Schärfe erinnert an das Märchen »Jungfrau Maleen«. Der Turm ist zerbrochen und die Gefangene frei — frei hinzugehen, wohin sie will; zu begehrn, zu wünschen, den Brennesselbusch und mit dem Brennesselbusch die Schöpfung anzureden. Und siehe: überall ist Zerstörung, die gleiche Zerstörung und Einsamkeit wie in dem einsamen Turm. Eine ungeheure, stumme Verwüstung breitet sich überall aus; versteppt liegt die Erde, merkwürdig leer und ohne die vertraute Markierung einer menschlichen Tätigkeit. Total geworden ist die Zerstörung, total aber auch das Erlebnis der neuen Wirklichkeit. Hatten wir nicht, als der Turm uns einschloß, gewußt, daß die gleichen Gestirne über uns zogen, die gleichen Wolken, die gleichen Vögel, wie über unsere

Brüder? Führten wir nicht ein Geistertgespräch mit den Geistern der ganzen Welt? Und fühlten wir nicht, daß sich Jahr um Jahr etwas in dem Gefüge der Gedanken verändert hatte? Daß etwas bröckelte, innen wie außen; daß eine Umschichtung aller Werte und Empfindungen vor sich ging? Nun wohl — es war etwas vor sich gegangen, es hatte sich etwas so gründlich verändert wie die Welt der Jungfrau Maleen. Eine Entsprechung, höllisch genau wie der Stand einer blendenden Flüssigkeit in kommunizierenden Röhren, trat uns entgegen; eine Entleerung, die nicht nur negativ war, sondern den abgelaufenen Wassern des Berges Ararat glich...

Um es kurz zu fassen: ein neuer Baustil des europäischen Selbstbewußtseins war an das Licht getreten; neue Inhalte hatten sich — unabhängig von Isolierung und künstlichem Zwang — schon lange vorbereitet und waren nun plötzlich da. Sie hatten die alten Ausdrucksformen, wie eine Knospe die Hülle, gesprengt und waren selber Form; Inhalt und Form waren wie noch nie ein und dasselbe geworden. Abgelaufen waren das psychologische Zeitalter des Romans, ausgipflnd in der hohen Meisterschaft Thomas Manns; das klassische Zeitalter des Dramas mit seiner Verpflichtung auf die Einheit von Raum und Zeit; aber auch die Aussage subjektiver und wolkenhafter Gefühle, die Perlenschnur schöner, erlesener Worte, verschwunden der dionysische Rausch und der appolinische Gips. Auf Thomas Mann war für unser Gefühl und unsere Herzensnähe der geheimnisvolle Franz Kafka gefolgt; auf Molière und Racine Thornton Wilder, Eliot und Paul Claudel; in Oskar Loerke hatte die Lyrik wieder pindarsche Größe, in Wilhelm Lehmann ein Element der Naturmagie und Naturbeschwörung in dem Zurückgang hinter Luther und Goethe gewonnen, wie sie es seit den Tagen des Mittelhochdeutschs nicht mehr hatte.

Diese Blinkfeuer, wo sie auch immer die Weltstunde aufflammen machen und aeronautische Richtzeichen geben, deuten ein vollkommen neues Gefüge, eine neue magnetische Konstellation, eine ganz und gar neue Architektur mit neuen Gewölbebogen des Geistes und der Empfindung an. In Bauformen, deren Tragweite heute noch nicht annähernd abzusehen ist, verbirgt und offenbart sich zugleich (wie in geheimen Freimaurerzeichen) eine Bruderschaft aller Wissenden, die durchaus nichts Esoterisches hat, sondern zum ersten Mal wieder seit den Tagen des Hochmittelalters das Selbstbewußtsein einer geistigen Einheit stiftet. Kein Gedanke, daß die Einheit eine bloß ästhetische wäre: schon Dilthey, Husserl und Scheler haben ihr Bausteine zugetragen, nicht anders als Thomas und Bonaventura den Domen von Chartres, Bourges, Reims und Köln; die Ergebnisse der Atomphysik, der biologischen

Umweltforschung sind ebenso in sie eingegangen wie das neue dogmatische Selbstbewußtsein der evangelischen Kirche und die sakramentale Wiedererweckung der Abtei von Maria Laach. Gleichgültig, ob ein ausdrückliches Wissen um den Zusammenhang dieser Dinge besteht, ob die gemeinsame Sicht auf die Welt dem Mathematiker wie dem Künstler, dem Philosophen und Theologen, wie dem Romancier, dem Dramatiker und dem Lyriker zum Bewußtsein kommt — der schöpferische Vorgang ist davon unabhängig, und es beginnt die Begegnung, die wir eingangs die dialogische nannten, das sokratische Zwiegespräch. Wie dieses Zwiegespräch unter den Geistigen der Gegenwart einmal in Gang kommen und welche Resultate es zeitigen wird, wissen wir heute noch nicht, sicher ist aber, daß wir es zunächst nicht durch seinen Inhalt bestimmt sehen, sondern durch seine Form; ich füge sofort hinzu: durch die Art und Weise, in welcher seine Substanz sich ausdrückt und zum allgemeingültigen Baustil der neuen Inhalte wird — unserer Inhalte, jetzt und hier, der Inhalte unserer Zeit.

So geschen wird es notwendig sein, Begriffe wie 'modern' oder 'zeitnahe' vollkommen neu zu erklären. Dabei muß uns allerdings bewußt bleiben, daß die Inhaltsbestimmung der neuen sprachlichen Stile nur, oder wenigstens weitgehend, negativ abgegrenzt werden kann; daß wir also wohl präzis bestimmen können, was unserem Lebensgefühl als *nicht modern* erscheint, ohne daß wir unbedingt schon den Gegenpol eindeutig fixieren, geschweige denn, ihn mit Beispielen belegen können. So werden wir — ich spreche jetzt summarisch und thesenartik — behaupten, *nicht modern* oder unserem gegenwärtigen Denken gemäß ist der Laplace'sche Dämon eines kausal geschlossenen, gläsern durchsichtigen Weltbildes mechanistischer Prägung; *nicht modern* — ich wage es auszusprechen — die Säkularisierung der christlichen Substanz und ihre Projizierung in den Innenraum der »Duinesre Elegien« (das heißt, die Entleerung dieser christlichen Realität); *nicht modern* die Bestimmung des Menschen als besserer 'homo faber', aber modern seine Bestimmung, um mit Pascal zu sprechen, hinsichtlich seines Elends und seiner Größe. In welcher Art wir aber auch abgrenzen und Markierungen setzen mögen — immer handelt es sich dabei um Fixierung der Realität; das heißt, um ein neues Realitätsbewußtsein. So wage ich zu behaupten, daß es überhaupt kein Formprinzip gibt ohne Realitätserfahrung und keine Realitätserfahrung ohne Formverwirklichung. Realität und Form sind korrespondierende Größen, und je weiter der Vorgang der Realitätsentleerung im Laufe der Jahre fortgeschritten ist, desto deutlicher wurde der Zerfall der Form, bis schließlich nur noch die süße Schwermut und monomanische Sinnlosigkeit des L'art pour l'art übrig blieb oder der ebenso sinnlose Versuch, eine Überwindung des L'art pour l'art durch

Zweckschöpfungen, welche bestenfalls etwas ausschreien konnten, doch von dem Geheimnis der Sprache, von ihrer Dunkelheit, ihrem Glanz, ihrer Grazie und ihrer Allmacht keinen Hauch mehr verspüren ließen.

Beides nun: Zweckbestimmtheit und pure Sinnlosigkeit werden abgelöst von den Tendenzen eigengesetzlicher Spiele in dem Kraftfeld der Soziologie. Von neuem steht der Mensch vor der Wahl zwischen der Isolierung, die zu Ende gekommen ist, der bösen Schwermut, die Sinnentleerung, will sagen: Nihilismus bedeutet, und dem pneumatischen Dialog als der Fülle der Realität. Die Isolierung kühn zu durchbrechen, der nihilistischen Schwermut entschlossen abzusagen — welche Aufgabe, welches Thema der vor uns liegenden Zeit.

(Erstdruck mit freundlicher Genehmigung von Frau Barbara Grüttner)

*Siegfried Kracauer: Das Gesicht eines der Herren war eine brüchige Steinplatte, auf der sich die Reste einer Inschrift erkennen ließen. Er verhielt sich denn auch mit der Würde eines archäologischen Fundes, um dessen Enträtselung sich die Gelehrten noch mühten. Möglicherweise war er eine Fälschung.*

## 14 Arten, die Malerei zu beschreiben

1

Rom 1987/88. Der Mann mit dem klangvollen Namen Ottorino Respighi, ein Hinweis womöglich auf die Musik, die er schrieb, hätte seine Salonstücke ohne weiteres auch anders nennen können als »Roms Pinien« oder »Roms Brunnen«. Besser sind die Schriftsteller dran, wenn sie die Stadt auch dort bezeichnen wollen, wo Bezeichnungen durcheinandergeraten; wo es, genauer, nicht feststeht, ob ein Gebäude, ein Spektakel oder nur ein Wochenmarkt Geschichte oder Gegenwart, Urbanistik oder, schlimmstenfalls, Natur zur Schau tragen. Zumindest lässt sich mit Wörtern das ebenso Kompakte wie Ambivalente in eine Reihe bringen und das Gewimmel oder zumal der Lärm syntaktisch gliedern. Der Haken steckt im Sprachmodell: Sartre spricht vom italienischen Schriftsteller, der in verfallenen Palästen wohnt, in grandiosen, unheizbaren und unmöblierten Bauten, und der sich mit einer allzu pomposen, daher unhandlichen Fürstensprache herumschlagen muß. Nicht von ungefähr hat Pasolini ein wirkliches Italienisch der Dialekte und Umgangssprachen dem rhetorischen gegenübergestellt. Aber solche Unterscheidungen helfen dem nicht weiter, der in Italien und namentlich in Rom stets das Opfer der Schauspiele, der Natur und der Außenseiten ist. Denn der Maler steht vor einer sogar geschichtlich legitimierten Szenographie, einer Vorfertigung, die jede Arbeit mit Farben und Formen entweder überflüssig oder zur Tautologie macht. Das Naturschöne und das Kunstschöne verschränken sich in einer Weise, die auf Kaufhausmalerei hinauslaufen kann. Zur Weihnachtszeit haben ein paar Künstler an der Piazza di Spagna Bilder an Stellwände gehängt, einen apokryphen Kitsch, der unangenehmer wirkt als der Kitsch schlechthin. Aber wo verläuft die Grenze zu den Obergeschossen? Eine Retrospektive von Antonio Córpora, zum Jahreswechsel in einem Prunkbau vorgeführt, bekräftigt den Eindruck von Waschblau und Tautologie. Obwohl die Bilder abstrakt sind, treten Farben auf, deren Süße an arabisches Gebäck erinnert. In der Wirklichkeit, als Himmel, als Gemäuer oder als Pinie, wirken sie weniger penetrant. Córpora Waschblau will den Himmel übertrumpfen und

Tiefe dort suggerieren, wo er es, als Maler, doch mit einer Fläche zu tun hat. So weit, daß er ein Stück realen Himmels ausschneiden und auf die Leinwand kleben könnte, ist die Technik noch nicht. In jedem besseren Viertel jedoch gibt es ein Studio, daß Fotokopien in Farbe und zwar in allen Größen und in jeder Kombination anfertigt. Zerschnitte man sechs Postkarten, deren Glanzpapier den Farben das ihre gibt, so ließen sich ohne Aufwand aus den Teilen — Himmel, Gemäuer, Pinien, Ruinen — halbabstrakte, surrealistische oder gerade noch für Touristen akzeptable Kunstwerke montieren.

2

Hat es Joseph Beuys wirklich gegeben oder war er nicht womöglich die self-fulfilling-prophecy deutscher Kunsterzieherinnen?

3

Das wahre Schreckensbild aus Hollywood ist nicht ein Spielbergsches Monster, sondern die Berufsinfantin Goldie Hawn. Leger geschätzt, muß die Frau über vierzig sein, ihrer abphotographierten Niedlichkeit leistet sie Vorschub, indem sie das Blondhaar kurz trägt, mit den Augen um Verzeihung für ihre Unausgereiftheit bittet und das Stimmchen in die Höhe dessen zu heben versucht, was sie sich als Vogelgezwitscher vorstellt. In den Rollen, die ihr offensichtlich auf das Leibchen geschrieben sind, feiert ein Kindergarten Urstände, wohlverstanden: ein autoritärer Cocteau erzählt von Gaunern, die Ratten in Hundefelle nähten und auf Jahrmärkten als Zwergpinscher feilboten.

4

Wie man weiß, konnte der Maler Chaim Soutine keinen Strich tun ohne ein Modell vor Augen, soweit, daß er selbst Rembrandts badende Henrike oder den geschlachteten Ochsen, sei es am Bach, sei es im Atelier, nachstellen mußte. Man hat daran Anekdoten geknüpft, die allerdings der Frage aus dem Weg gehen, warum ein derart die Realitäten übertretender Künstler von dem, was er sah oder zu sehen glaubte, nicht fortkam. Eine Antwort bieten die Bilder insofern an, als das Malmaterial, so scheint es, förmlich vor oder auf dem Dargestellten liegt. So ist der Rochen, der Fisch, der sich wie ein Segel über einen Tomatenhaufen, eine Flasche, einen Krug und einen Tisch spannt, einem Farbwirbel ausgesetzt, der, ohne den Gegenständen Abbruch zu tun, der eigenen Dramaturgie folgt. Bevor er sich auf seinen Instinkt verließ, hat Soutine Bonnard, Renoir und natürlich van Gogh studiert: er muß jedoch durch einen so erarbeiteten Malstoff hindurchsehen, bevor er ans Modell kommt. Der Durchblick hat eine gesteigerte Sensibilität zur Folge, die sich doppelt äußert. Einmal sind die doch so vehement wirkenden Farben

erstaunlich makellos: wie Renoir soll Soutine nach jedem Farbauftrag den Pinsel weggeworfen haben. Zum anderen verleiht er den Modellen, indem er sie verdreht oder in Farbe taucht, eine verblüffende Lebendigkeit. Viele Figuren sind häßlich, gerötet, mit übergroßen Händen versehen, nur ist die Häßlichkeit im Wortsinn 'gefärbt' oder, wenn man so will, in der Malerei versteckt. Es kann schon sein, daß die Landschaften überstilisiert sind. Die auf die Hügel kletternden Bäume wirken mitunter wie Gespenster; die herabhängenden Häuser muten an, als schnitten sie Grimassen. Hier ist eine Karikatur fehl am Platz oder eine Verrenkung outriert. Anders die Stilleben: die toten Dinge auf einem Tisch sind Soutines Blick ohne Umschweif preisgegeben; sie lenken weder mit kippenden Häusern noch mit Vegetationen vom Malstoff ab, dessen Teil sie am Ende sind. Wenn manche Figuren oder Landschaften wie angestrichen wirken, so kommt es in den Stilleben zu einem Durchwachsen von gemalter und wirklicher Farbe, wobei, erstaunlich genug, diese *bête à peindre*, dieses Malvieh, beide Farbqualitäten in der Schwebé zu halten weiß.

5

Eintragungen 1400, 1407 und 1893 aus den »Literarischen Notizen« von Friedrich Schlegel. Die Rechtschreibung ist auf den heutigen Stand gebracht und ein eher additives Satzbeispiel gestrichen worden: 'Die *Lichter* in der Malerei sind eigentlich *Blicke*; diese sind gegen das Naturlicht was der musikalische Ton gegen Geräusch. Das Wesen von beiden liegt vielleicht in der absoluten Homogenität. Der Blick leuchtet und glänzt ohne zu flimmern und zu blenden. — Corregios Grazie ist im primitivsten Sinne maniriert; seine Menschen blicken Triller. — Alles von Mussen pp. ist abgenutzt für Kunstsymbolik — sie muß ganz von den Künstern selbst übernommen werden.'

6

Während die Pop-Künstler, die Minimalisten und die Konzept-Leute in der Bibliothek des »Museum of Modern Art« Bücher über Dada oder den Konstruktivismus durchgeblättert haben und mitgehen hießen, was sie auf das Gröbste nachahmen konnten, begehen die New-Comers der *smart art* schlachtweg Ladendiebstahl.

7

Eine Kunst, die deutsch ist, muß erstens um ihrer selbst willen betrieben (Richard Wagner, 1867) und zweitens philologisch ausgedeutet werden. So auch die Turnkunst. Ludwig Friedrich Jahn, in weiten Kreisen als Turnvater bekannt, hat mit einem Ernst Eiselen ein Traktat verfaßt, darin die Leibesübungen dank "reindeutscher Kunstwörter", ohne "Wälisch-

sucht" also oder "meindeutsche Volksvergessenheit" mehr als seltsame Formen annehmen. Dem sprichwörtlich gesunden Körper ist ein Geist beigesellt, über dessen Gesundheit man sich unweigerlich seine Gedanken macht.

Denn der Turnvater, der ja hätte vorturnen können, was er meinte, hat es nicht leicht gehabt, die richtigen Wörter zu finden. Zwar stieß er auf ausgesprochen schwungvolle; es führte jedoch zu Komplikationen, sobald er sie mit seinen Übungen in Zusammenhang bringen wollte. "Alles Turnen", so schreibt er, "hat sein Gesetz und seine Regel, seine Schule und seine Zucht, sein Maß und sein Ziel." Auch die Wörter, so kann man hinzufügen, haben ihr Maß und ihr Ziel, ihre Schule und ihre Regel. Leider entsprechen die Regeln der Wörter nicht automatisch denen der Turnkunst. Angesichts dieses Dilemmas, und weil das Lexikon nicht genügend Stoff bot, um darzustellen, was einer am Barren, am Reck oder auf dem bloßen Fußboden vollführt, sah sich der Turnvater, ob er wollte oder nicht, zur Dichtkunst verdammt.

Es scheint mitunter, als hätten ihn die Wörter überwältigt. So ist, unversehens, von einem "Gellen" die Rede. Es handelt sich nicht um das Gellen, das man gemeinhin im Wörterbuch zu finden pflegt. "Gellen" heißt: "Werfen mit Prall auf feste Erde, kann wegen des An- und Abgellens, was nicht bahnmäßig zu berechnen ist, nicht auf dem Turnplatz betrieben werden." Darauf folgt der rätselhafte Satz: "Das Brummwerfen gehört mit dazu."

Etwas anderes ist das "Schirken", eine Übung, für die sich ein Dorfteich in der Nähe empfiehlt. Wohler fühlt man sich, wenn das allseits bekannte Tragen zur Sprache kommt, das sich in 1., 2. und 3. teilt: "Huckeback", "Huckeschulter" und "Handflechte". Sprache und Sprachlosigkeit geben sich wiederum dort ein Stelldichein, wo der "Durchhink", der "Le-diggang" und der "Kibitzlauf" erläutert werden. "Der Kibitzlauf ist eine Art Zickzacklauf. Man setzt nämlich einen Fuß seitwärts nach vorn, den anderen Fuß hinter diesen, und nun den ersten wieder seitwärts nach vorn. Nun setzt man den zweiten auf der anderen Seite nach vorn, den ersten hinter diesen; und dann jenen wieder seitwärts nach vorn." Irre hat sich der Turnvater nicht einmal von der eigenen Prosa machen lassen.

Dafür hat er sich mit Wörtern herumquälen müssen, deren Nebensinn er vor lauter Ertüchtigung entweder übersah oder stillschweigend in Kauf nahm. Es sind zotige Wörter. "Seitensprünge" zum Beispiel, im Leben schon damals etwas Häufiges, hat er unterteilt in "Erstes Auf- und Absitzen", "Zweites Auf- und Absitzen", in "Jungfemsprung", in

"Delle", "Schere", "Gaffel" und dergleichen mehr. Dem Seitensprung folgt, unaussprechlich fast, der "Hintersprung". Auch ihm ist ein Jungfemsprung eigen, der, einmal überstanden, zum Katzensprung, zum Froschsprung und zum Affensprung führt. Der Phantasie, genährt von solchen Namen, setzt der Kanzleistil seine Grenzen.

Heine hat den Turnvater, in Hinblick auf sein öffentliches Wirken, einen "groben Bettler" genannt. Als Sprachkünstler aber kommt ihm eine andere Bezeichnung zu. Er war ein Schwitters mit Muskelkater.

8

Was wollte Breton sagen, als er schrieb, Nadja sei "un livre à porte battante"? Dem jungen Aragon jedenfalls sind Bilder selten verrutscht.

9

Im Vorübergehen: Klees Briefe (1979). Nach dem letzten Krieg hat Klee eine Beliebtheit erfahren, die an Popularität grenzte. In Amerika, ja selbst in Frankreich hat man seine kleinformatigen, ziselierten Malereien als Beispiele für einen Kunstbegriff verstanden, der die bildnerischen Werte, wie er es nannte, mit Erzähltem, in jedem Fall aber mit inhaltlichen Hinweisen in Einklang bringen wollte. Während in Europa und in Amerika eine zunächst einmal flächenteilende und sich auf die Fläche berufende Malerei zur gängigen Münze wurde, nahmen Klees Bilder den Rang einer Zeichensprache ein, in denen, hatte man das System einmal begriffen, über die Fläche hinaus "ein Jawort" zum Vorschein kam, das ihm, Klee, wie er selber sagte, die Gegenstände boten. Oft, wie in dem Bild mit der Zwitschermaschine, stellt sich der Einklang dort her, wo spärliche Mittel in Ironie übergehen. Die Maschinenteile sind ebenso Stricheleien wie die Vogelformen. Eine solche Ironie verstärkt sich, wenn man sich vor Augen führt, wer zu Klees Zeiten außerdem vor der Staffelei stand: ein Arthur von Kampf beispielsweise, der die Photographie zu beschämen versuchte, indem er Männer und Frauen in rot- oder gelbglühenden Unternehmungen beschäftigte; die Maler der Münchner »Scholle«, um ein anderes Beispiel zu nennen, die Mutterschöße und Pflugscharen in harte Kompositionen faßten. Malerei war für diese, damals prominenten Künstler das Vehikel einer volkstümlichen, im Haus der Deutschen Kunst endenden Travestie.

Das aber trug indirekt dazu bei, daß Klee in der Bundesrepublik anders verstanden und interpretiert worden ist als in Amerika, in Frankreich oder in England. Nach dem Krieg tat man, als wäre er ein leib- und zeitloses Ektoplasma gewesen, wobei man als Belege ein paar mißverständliche oder als Zeittribute zu verstehende Eintragungen in sein spä-

ter veröffentlichtes Tagebuch herbeizitierte. Eintragungen dieser Art erklären sich aus einem damals üblichen Dilemma: wie macht man in Wörtern unvorhergesehene Dinge deutlich, die auf einem Bild zutagetreten? Dem Maler kann es, sobald er sich auf seine Farb- und Formgespinste einläßt, ohne weiteres die Sprache verschlagen, zumal dort, wo ihn der Gegenstand mit einem Jawort überrascht. Klee, den obskuren also, wie es seine Nachkriegsinterpreten wollten, hat es nie gegeben. Seinen Schülern im Bauhaus wollte er den Blick auf einen imaginären Werkzeugschrank lenken. Seine Veröffentlichungen, formale Organisationen betreffend, zeigen einen Techniker, der Erklärungen selbst für die kleinste Einzelheit im Bild bereithält. Und die beiden Bände mit den Briefen an die Familie führen einen diesseits durchaus faßbaren Klee vor: am deutlichsten in jenen Partien, die von dem Drahtseilakt handeln, auf den er sich einließ. Er wollte, wie er wiederholt an seine spätere Frau schreibt, seine Malelemente von keiner Außenwirkung berühren lassen und gleichzeitig, mit Hilfe dieser Elemente, Außendinge oder eine Welt einfangen, von der man, bevor man sie sieht, eine Vorstellung hat. Die Anstöße sind sich denkbar gering: Klee ging von ein paar Farbflecken aus, von ein paar Linien, von einer Tonalität. Bevor er jedoch ein Zeichen umriß, versuchte er, es den Kontingenzen auszusetzen, die sich aus dem Malmaterial, eher ein Reizzustand als ein Material, ergaben.

Zudem ließ er sich auf eine Jagd nach Sinn und Bedeutung ein. Sie konnte mit Strichen oder hingeklecksten Aquarellfarben beginnen und im Verlauf der Arbeit den Maler auf einen Punkt hinfreiben, der ebenso ein Kulminationspunkt wie ein Gefrierpunkt war. Denn Klee hatte sich überlegt auf dieses Spiel der Kontingenzen, auf die Ausreizungen eingelassen. Wollte er es bald früher, bald später für sich entscheiden, so mußte er sich an gewisse Stereotypen halten, die als Mond, Figur, Berg oder Baum, auch wenn sie denaturiert aussehen, sofort erkennbar sind. Die Briefe zeigen einen Klee, der sich ein Instrumentarium baut, Pannen registriert und Treffer einer genauen Analyse unterzieht. Seiner Frau, damals seine Braut, legt er nahe, wie er und seine Arbeit zu begreifen seien: nicht ohne Soupçon als Sinnlichkeit, die Auge, Ohr und selbst den Geruchssinn in Beschlag nimmt.

Mehr noch: im Nacheinander der Briefe kommt ein anderer Klee ans Licht. Einer, der Miete zahlt, Kalbsbröschen abbrät und einen Kater namens Bingo versorgt. Dieser Klee beschreibt eine Klasse des Bauhausmeisters Itten so, als hätte er eine Parodie auf seine späteren Interpreten im Sinn. Der erste Band liest sich ergiebiger, weil der Bräutigam, wie es sich von selbst versteht, alles dransetzt, um seine zukünftige Frau mit Bemerkungen über Kunst, Schwabinger Alltag, Musik und sein oft

clownhaft vorgetragenes Seelenleben bei Laune zu halten. Nach der Eheschließung geht es anspruchsloser, ja zerstreuter zu. Es stimmt schon, der Gattin brauchte er nicht des langen und breiten auseinanderzusetzen, was sich telefonisch erledigen ließ. Die Themen kreisen um Mahlzeiten, Geldüberweisungen, das Fortkommen des Söhnchens, um Umzüge, die sich bereits dem heraufziehenden Hitlerfaschismus verdanken, kurz: um einen häuslichen Mechanismus.

10

Das Problem bestand nicht darin, daß die Pop-Künstler einen Toaster abmalten. Das Problem bestand darin, daß der Toaster wie ein Toaster aussah.

11

3 mal H.L. Mencken: "Politiker: jeder Staatsbürger, der einflußreich genug ist, um seiner alten Mutter Arbeit als Putzfrau im Rathaus zu verschaffen." — "Man sage über die Zehn Gebote, was man will, aber man muß doch immer auf die erfreuliche Tatsache zurückkommen, daß es nur zehn sind." — "Gewissen: die innere Stimme, die uns davor warnt, daß uns jemand beobachten könnte."

12

Schopenhauer sagte einmal, jedes zu menschlichen Zwecken bestimmte Werk, also jedes Gerät und jedes Gebäude, müsse, um schön zu sein, eine gewisse Ähnlichkeit mit den Werken der Natur aufweisen. Aber erstens, so kann man einwenden, ist Schönheit ein historischer, also wandelbarer Begriff und, zweitens, versteht jede Gesellschaftsformation unter Ähnlichkeit das ihre. Beide Begriffe sind Transit-Begriffe. "Nehmen wir z.B. das Verhältnis der griechischen Kunst und Shakespeares zur Gegenwart. Bekannt, daß die griechische Mythologie nicht nur das Arsenal der griechischen Kunst, sondern ihr Boden. Ist die Anschauung der Natur und der gesellschaftlichen Verhältnisse, die der griechischen Phantasie und daher der griechischen Mythologie zugrunde liegt, möglich mit Selfaktors und Eisenbahnen und Lokomotiven und elektrischen Telegraphen? Wo bleibt Vulkan gegen Robert et Co., Jupiter gegen die Blitzableiter und Hermes gegen den Crédit mobilier?" Marxens leider abgebrochene Überlegung ist berühmt, Schopenhauer zollt ihr, *avant la lettre*, Tribut: man irre sich, sofern man da meine, die Ähnlichkeit müsse eine direkte sein und unmittelbar in der Form liegen. Er nennt Säulen, die Bäume oder gar menschliche Gliedmaßen darstellen, Gefäße als Muskeln oder Blumenkelche, zu denen man, will man von der direkten Ähnlichkeit in der Kunst sprechen, das abgedroschene Abbild in eine abgedroschene Form gießt.

Diachronisch gesehen, nimmt etwa der Kubismus dem Ding das Aussehen der Natur, ohne ihm das Aussehen dessen zu verweigern, was es ist. Denn ein Ding, das aussieht wie Natur, und man kann hinzufügen: wie griechische Natur, ist keine: es ist, **Selfaktor oder nicht**, als Gerät und, namentlich, als Malerei hergestellt und somit vermittelt vom vorhandenen Stoff der Geschichte, von der technischen Erfahrung des Malers und vom Umstand dessen, was über kurz oder lang die Gesellschaft zu begreifen bereit ist. Das nun hat eine Verschiebung zur Folge. Schopenhauer sagt es so: vielmehr soll jede Ähnlichkeit keine mittelbare sein, das heißt: sie soll nicht in den Formen, sondern im Charakter der Formen liegen, und hier wird es interessant. "welcher auch bei gänzlicher Verschiedenheit dieser der selbe seyn kann." Also keine gegebene Natur, keine Ähnlichkeit und Schönheit als Legitimationsproblem. Die kubistische Mandoline ist verformt; Mirós Kopf einer Frau sieht aus wie ein Tüte. Auf die Leinwand gepreßt, eingegrenzt von den vier Kanten eines Keilrahmens, versetzen sich die zwei Gegebenheiten, die der Kopftüte und die der Malfäche, in eine Unnatur, die dem Auge die Notwendigkeit abverlangt, Frauenköpfe etwa auf ihre besonderen Kennzeichen hin zu überprüfen. Die besonderen Kennzeichen aber sind, wie es jede Paßeintragung demonstriert, solche, die der körperlichen Normalität, griechisch oder nicht, widersprechen.

## 13

Herr Keuner traf vor Jahr und Tag eine Koryphäe der Kunstkritik, einen Machthaber und Scharfrichter, dem er stehenden Fußes die Frage nach dem Namen seines Hundes stellte. "Ich habe keinen Hund", gab die Koryphäe verblüfft zur Antwort. "Was", empörte sich Herr Keuner, "blind und keinen Hund?"

Karl Kraus über Joseph Beuys: "Ein Schein von Tiefe entsteht oft dadurch, daß ein Flachkopf zugleich ein Wirrkopf ist."

## 14

Im Vorübergehen: Jedesmal, wenn es sich herausstellt, daß die Welt nicht auf Kunstdruckpapier zur Schau steht und der Bildschirm zwar gläsern-glatt ist, den Wirklichkeiten dahinter aber offenbar nicht gerecht wird, packt, indem ihre Gefühle der Semantik entbehren und ihr Ausdrucksvermögen stockt, einige Leute der Unmut. Übermannt von Sentiments, unfähig aber zur Replik, verrennen sie sich in eine vermeintliche Aufrichtigkeit, die ineinemfort mit dem Wort 'ehrlich' an den Tag gebracht wird. Für solche Leute ist das hilflose Achselzucken ein Essentialismus und unter dem Arm der Bocksgeruch Identität. Man hat an sie gedacht. Unternehmungen, die den Lebensabend der Avantgarde einge-

läutet haben, das Happening zum Beispiel oder die Performance, sind Modelle für eine Sozialarbeit, genauer: für einen Ablaßhandel. Kommunen und Sozialbehörden bilden, zumal in Skandinavien, Animateure aus, die, bar jeder Semantik, stotternd und mit dem Achselzucken, das zumindest ehrlich wirkt, erst recht marginieren, was marginal zu werden Gefahr läuft. Kommt ein Photoapparat oder eine Kamera ins Spiel, so heißt das Ganze Subkultur. Fraglos ist es günstiger, man hegt die Sprachlosigkeit, ja das Fehlen von Gesten und Blicken als ein renitentes So-Sein, bevor die Unmutigen Bankeinbrüche begehen: wie beim Happening oder der Performance aber stellt sich ein solcher Unmut als Korrelat zum Kunstdruck und zum Bildschirm heraus, als deren nunmehr ins Fragment oder in den Dilettantismus gewendetes Abbild, das die etablierten Formen ein bißchen nur ins Negative zieht. Szeneblätter beispielsweise bedienen sich der gleichen Reizwirkungen wie bunte Illustrierte, nur daß ihre Typographie dadaistischer wirkt. Der Animateur, der, bestallt oder freischaffend, eine vermeintliche Parallelaktion in Szene setzt, ist ein Betrüger. Er bietet Töpferkurse als das an, was heute Sinnstiftung heißt. Allein, er betrügt solche, die auf den Betrug hoffen. Ein Stadtindianer, gefragt, warum er in einer derart pittoresken Aufmachung durch die Straßen zieht, meinte nur, irgendwann würde er schon die Aufmerksamkeit des Fernsehens auf sich lenken.

MacSennett: *Man kann einen jeden mit einer Zwiebel zum Weinen bringen, aber ein Gemüse, das Gelächter erzeugt, hat man noch nicht entdeckt.*

## 40. Nummer der Debatte

Fällt die Wand uns durch die Stirn  
sind wir noch am Leben  
heißt: daß wir uns die verlorn  
nicht verloren geben.

Fällt das Dach uns auf den Kopf  
sind wir noch am Leben  
heißt: daß wir die wir nicht sind  
ewig nach uns streben.

Fällt das Haus uns endlich ein  
sind wir noch am Leben  
heißt: daß wir uns für das Schwein  
gern den Mühlstein geben.

## Marsyas

Dem sie das Fell  
über die Ohren  
zogen, gleich  
ist er umarmt  
worden. Jetzt  
schreit er. Unfaßbar  
die Undankbarkeit.

## Die Elemente

Der geprügelte Wind  
in den alles geschlagen wird.  
Der Schlag ins Wasser.  
Die getretene Erde.  
Nur die Feuer fechten es besser aus.

## Heimkehr des Odysseus

Nichts mehr von wegen Freiern.  
Das ganze Haus riecht  
nach Sagrotan. Das Personal  
hantiert mit Gummihandschuhen.  
Telemach geben sie noch  
drei Tage. Penelope hat  
sich angesteckt. Vor den Toren  
verfaulen die Bettler und  
ihre Brüder. Nur Odysseus  
spannt noch einmal den Bogen  
für sich.

## Van Gogh

Lächelnd und streichelnd  
sein linkes Ohr.  
Abgeschnitten von sich  
hört es ihm wieder zu.

## Die Fliege

Dem Müntzer um  
den Halsrumpf  
und auf anderen  
Schindangern und  
Places des Guillotines.  
Selbst die Kanonade  
von Valmy konnte  
sie nicht vertreiben.  
Dabeisein ist alles.

## Von den Irrtümern

Wieviele hast du gefressen?  
 Wieviele hast du vergessen?  
 Wieviele hast du gezeugt?  
 Wieviele hast du gebeugt?  
 Wieviele in Angst und Schrecken?  
 Wieviele glatt ohne Ecken?  
 Wieviele lebend wie tot?  
 Wieviele bauchwarm kopfkäppchenrot?  
 Wieviele und noch immer nicht satt?  
 Wieviele wären an deiner statt?

## Schreiben

Mit Augen verschlungen  
 gemacht mit dem Mund  
 gebettet auf Zungen  
 gehofft auf ein und

mit nichts vor dahinter  
 dagegen viel doch  
 dafür wenig winters  
 im Eis wärmt ein Loch.

*Christoph Hein: Gewöhnlich werden allenfalls nichtantagonistische Widersprüche anerkannt, also jene, die sich allein unter den Teppich kehren, wenn man sie nur betrachtet.*

Peter Furth

## Über Erinnerung

In einem Gespräch über Tschechow sagte mir neulich jemand, das Schöne an den Tschechowschen Stücken sei für ihn, daß die Zeit in ihnen so natürlich dahinfließe, alles mit sich nehme zum Unglück, aber zu einem seltsam schwebenden Unglück der Menschen in den Stücken, die es wissen, dagegen aufbegehren, aber eigentlich nicht in vollem Ernst. Es ist wahr, durch dieses Dahinziehen der Zeit werden die Menschen in den Tschechowschen Stücken alle in einen Strom hineingezogen und werden bei aller Verschiedenheit darin einander gleich, daß sie in einer Haltlosigkeit sind. In der glücklichen Ruhe des Betrachtens geht einem auf, daß das menschliche Leben einen Damm gegen dieses natürliche, ziellose Strömen der Zeit braucht. In Tschechows Stücken reichen die Dämme der Vergangenheit gegen das zerstörerische Fließen der Zeit nicht mehr aus, sie sind auch nicht mehr nachzubauen, und neue Kräfte für neue Dämme sind noch nicht zu spüren. Zwischen den alten Dämmen und alten Widerständen, über die die Zeit schon hinwegströmt, und den Versuchen, neue Dämme zu errichten, stehen die Menschen Tschechows ausgeliefert an das untergründige Strömen der Zeit und schwanken zwischen dem Sich-festhalten an bröckelnden Resten und dem Sich-hingeben an die davonfließende Zeit.

In diese beiden Richtungen gingen die Versuche der Menschen, mit der Zeit fertig zu werden, immer. Einerseits gab es den Versuch, Stabilität zu gewinnen gegen den Zeitfluß, Konstanz zu erzeugen durch Wiederholung, durch Institutionalisierung, durch Erkennen als Wiedererkennen. Und andererseits gab es den Versuch, gegen die Zeit unempfindlich zu werden: Nicht Widerstand gegen die Zeit, sondern Konformität mit der Zeit; Gegenwart nicht als Wiederholung, sondern als Noch-Nicht, als bloßer Übergang, Eingang in die Zukunft; Gegenwart nicht als Dauer und Anwesenheit, sondern als Beschleunigung, als möglichst hohe Geschwindigkeit beim Übergang in die Zukunft. Vielleicht waren diese beiden Haltungen während der langen Epoche traditionaler Vergesellschaftung im Gleichgewicht, vielleicht überwog die Haltung des Wider-

stands gegen die Zeit. Mit der Moderne aber kam es zu einer Zeitwende. Die Zeit wurde Neuzeit. Und Neuzeit war jene Zeit, deren Vergehen in Fortschritt umgewertet wurde. Neuzeit war nicht mehr die Zeit, die allem ein Ende setzte, sondern die Zeit, die unterwegs zu einem Ziel war, und fortan überwog die Bejahung der Zeit. Das Panta Rhei Heraklits war nicht mehr dialektische Warnung vor der Zeit, sondern optimistische Gleichschaltung mit der Zeit.

Als die Zeit langsam und gleichmäßig voranschritt, wurde sie offenbar als reißend empfunden. Und heute, wo sie reißend und sprunghaft dahinjagt, wird sie wie ein stetiger, kontrollierbarer Prozeß angesehen. Vielleicht aber kann sie wegen ihres reißenden Charakters auch gar nicht mehr eigens wahrgenommen werden; vielleicht gibt es nur noch die Möglichkeit des Sich-überlassens, des Mit-dem-reißenden-Strom-Schwimmens, und wenn das gelingt, dann kann der Eindruck von Gemessenheit, von Ruhe und Kontrolliertheit entstehen. Aber dieser Eindruck ist eine Illusion. Das zeigt sich, wenn die Generationen in Epochen auseinandertreten und sich als fremde Kulturen unverständlich werden, wenn in ein und derselben Biographie die Lebensabschnitte beeindruckungslos, nicht integrierbar nebeneinanderstehen und die Menschen mit so etwas wie einer Schizophrenie der Lebensepochen bedroht sind. Offenbar nimmt mit der Beschleunigung des Zeitflusses das Zeitgefühl, die Sensibilität für Zeitprozesse, ab; je schneller die Veränderungsprozesse, desto indifferenter das Zeitgefühl. Die Zeit zerstört nicht nur die Dinge in Natur und Geschichte, die Tier- und Pflanzenpopulationen und ihre Milieus, die Reiche, die Familien, die Städte, die Werke etc., sondern auch noch die Wahrnehmungsfähigkeit der Zeit. Jedenfalls zieht sie diese in Mitleidenschaft, als wäre die Wahrnehmungsfähigkeit der Zeit — die Zeit als Anschauungsform — nur eine Funktion der Zeit selber. Natürlich ist die immer rascher und unwiderstehlicher verändernde Zeit die Fähigkeit der Menschen, die gelernt haben, mit einer Geschwindigkeit zu zerstören und zu errichten, die bis vor wenigen Jahrzehnten nur dem Traum gegeben war. Aber die Wahrnehmungsfähigkeit der Zeit nimmt mit der Veränderungsfähigkeit nicht zu; wahrscheinlicher ist die Rückbildung der Wahrnehmungsfähigkeit bei Zunahme der Veränderungspotenzen.

Als Funktion der Arbeitsproduktivität und des Kapitalumschlags wird die Zeit in ihrem Inneren, in den Bestimmungen und Proportionen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, umgebaut. Dieser Umbau setzt bei der Vergangenheit an. Beschleunigung der Verwertung und Steigerung der Produktivität verlangen, daß an die Stelle unwillkürlichen Alters willkürliches Veralten tritt; auch das Alter muß produziert

werden. Das aber bedingt, daß die Vergangenheit von einem Modell der Rollen und Motive in eine Deponie des Entwerteten und Veralteten umfunktioniert wird. Der Vergangenheit wird ihre Gegenwart genommen, ihr anschauliches Gelten. Wo sie noch sinnlich und emotional präsent ist, wird sie saniert und auf ihren Ausstellungswert depotenziert oder zerstört und in Bauland für futuristische Spekulation verwandelt. Eigentlich ist die Vergangenheit nur als reine Dimension wichtig, als formelle Bedingung der Möglichkeit des Veraltens und möglichst ohne Berührung mit den anderen Zeitdimensionen. Das bedeutet einen tiefgreifenden Umbau des menschlichen Typus, der vor allem die Rolle der Erinnerung berührt. Die Zeit wird nicht mehr durch Erinnerung, verstanden als Gegenwart der Vergangenheit, zum Stehen gebracht, sondern durch die Erwartung, die die Gegenwart der Zukunft ist, beschleunigt. In diesem Wandel wird die Erinnerung privatisiert; sie wird von einer Struktur des Kollektivbewußtseins in ein individuelles Vermögen verwandelt und der Beliebigkeit individueller Situationen überlassen. In diesem Wandel kommt es zu Augenblicken und Wendepunkten, in denen das Bedürfnis nach Erinnerung übermächtig wird; der Verlust des kollektiven Gedächtnisses soll durch die Anstrengung des individuellen Erinnerns wettgemacht werden; Manchmal wird dabei die Unaufhaltbarkeit des Verlustes aushaltbar; dann nämlich, wenn durch die Balance von Erinnerung und Erwartung eine Ruhe entsteht, in der das sonst von Klage- und Triumphgescrei übertönte Fließen der Zeit selbst wahrnehmbar wird. Das sind Augenblicke wie die der Tschechowschen Stücke. Sie gelingen mit fortschreitendem Wandel immer weniger, weil die Erinnerung nicht mehr gelingt. Sie verliert den Anhalt in der kollektiven Realität und wird überflüssig.

Das besorgt eine Entwicklung, die paradox verläuft. Einerseits wird Vergangenheit zerstört, sei es, daß sie als Ressource, als aufgehäufte Zeit, verbraucht wird, sei es, daß sie als Hemmnis der Innovation beseitigt oder entwertet wird. Damit wird der Erinnerung das Milieu genommen, das sie braucht, um konkret zu sein. Die Zerstörung von Vergangenheit ist die Zerstörung von Zeugen und Zeugnissen; aber unbezeugt verliert die Erinnerung ihre Kraft. Sie muß ganz innerlich und bis zur solipsistischen Isolation privat werden. Das ist eine sublim Enteignung; denn die Identität ist ohne den Ausweis durch das Gewordensein ganz der Ungewißheit immer erneuter zukünftiger Leistung ausgesetzt. Ohne Vergangenheit ist man nichts, man wird nur immer und kommt ganz in die Gewalt derer, die aus der Kenntnis der Zukunft wissen, was aus einem werden wird. Die um die Vergangenheit amputierte Erinnerung birgt nicht mehr das vielbesungene Glück. Wenn man über die Vergangenheit nur noch schweigen kann, verschwindet sie im schwarzen Loch des Ich.

Das ist ein Preis des Fortschritts, der nicht reklamiert werden kann, weil er gesellschaftlich nicht zu verrechnen ist, obwohl er doch so viel Leben verdüstert. Hier sollen die Dichter, diese Genies der Erinnerung, helfen, aber ob sie das weiterhin können, wie wir es uns von ihnen bisher erhoffen konnten, ist fraglich.

Das führt zu dem 'Andererseits' der Entwicklung: Zugleich mit der Zerstörung von Vergangenheit wird das Gedächtnis der Menschheit babylonisch erweitert. Informationsmaschinen und Datenbanken entlasten die Individuen von eigenen Gedächtnisleistungen; was von der Arbeit des Gedächtnisses noch übrigbleibt, bezieht sich auf die Bedienung der Apparate. Dank der Informationstechnik ist der Umfang des Gedächtnisses so weit ausdehnbar, daß die Kongruenz von Gewesenen und Gespeichertem in Sicht kommt. Absehbar ist eine Gedächtnisapparatur, die den Globus umschließt und virtuell allen Individuen zur Verfügung steht. Grenzen, die dem menschlichen Geist als Zeichen seiner Unvollkommenheit schmerzlich waren, werden damit hinfällig. Die Kontingenz und die Begrenztheit der individuellen Erinnerungsfähigkeit sind bei der Teilhabe am maschinellen Kollektivgedächtnis gleichgültig; der Abstand zwischen individuellem Gedächtnis und Gattungsgedächtnis verringert sich im Maßstab alter philosophischer Träume. Was sonst in den Archiven, den Bibliotheken und sonstigen Magazinen des Gedächtnisses nur da war, zwar verwahrt, aber unzugänglich wie Vergessenes, das ist nun fast mit der Schnelligkeit und der Leichtigkeit des Gedankens verfügbar. Das Gedächtnis wird von der Erinnerung emanzipiert. Wirklich, eine Revolution, jedenfalls im Sinne einer Wende, einer Umkehr der Erinnerung. Man muß das Paradox sehen, das in der Maschinisierung des Gedächtnisses enthalten ist: Erinnerung wird auswendig gemacht, sie wird entäußert — aber nicht, wie schon immer, im letzten Schritt, sondern von vornherein. Verinnerlichung und auswählende Aufbewahrung, die für das konkrete, das mit dem Menschen verwachsene, Gedächtnis Voraussetzung waren, sind für die Verfügung über das auswendig gemachte Gedächtnis unwesentlich, man kann sagen: Als Gedächtnisfunktion wird die Erinnerung überflüssig und störend, wie wenn man die Rechenmaschinen kopfrechnend begleiten wollte. Was aber bedeutet das für die Erinnerung? Wird sie, befreit von dem schon immer Auswendigen an ihr, erst eigentlich sie selbst, als eine Vertiefung der Inwendigkeit? Oder wird sie wegen der Phantomschmerzen, die sie bereitet, aufgegeben werden? Hier gibt es viele Fragen, und alle sind noch offen. Doch was die poetische Rolle der Erinnerung unter den Bedingungen ihrer technischen Entlastung anbetrifft, ist wohl Skepsis angebracht. Zu befürchten ist, daß die zur Selbstvertiefung befreite Erinnerung ein Komplement der äußeren Rationalisierung ist und danach

streben wird, ihren Gegensatz, die Vergessenheit, durch Dauerreflexion aufzuheben. Ohne den Schutz der Vergessenheit verlieren jedoch die Erinnerungen ihre beglückende Kraft.

Wie verhält sich die Erinnerung zur Zeit? Auch: Wie hält sie sich in der Zeit? — Zunächst: Sie stemmt sich gegen die Zeit, negiert sie als das 'Verschwinden', ist wie tiefes Atmen gegen den Schwindel, ein Versuch des Halt und als Innehalten eine Umkehr der Lebensrichtung nach innen, dem Inwendigen zu, wo Ruhe sein kann, während außen die Zeit alles weiter mit sich reißt. Aber bei dieser Umkehr bleibt der Blick zurück auf die Außenwelt gerichtet. Die Erinnerung ist ein Halt *in* der Zeit. Demgegenüber: Die Erinnerung ist ein Enthusiasmus, der die Zeit auslöscht oder über sie hinausführt, ein Blick auf ein über die Zeit Erhabenes; Überstieg und Einkehr in ein Reich ohne Zeit, Platons Anamnesis. Der Halt dieser Erinnerung ist die Ewigkeit. Die Erinnerung hat eine Tendenz nach solcher Vollkommenheit in sich, aber zu ihrem eigenen Verderben. Mit der Verewigung stirbt die Erinnerung ebenso wie mit der vergehenden Zeit. Vor dem durch Erinnerung Verewigten wird die Erinnerung seelenlos, unscheinbar, überflüssig wie der Weg im Ziel. Es ist der drohende Verlust, der die Erinnerung ins Leben ruft und im Leben hält wie das Erinnerte in der Wirklichkeit. Also: Negiert die Erinnerung die Zeit, so setzt sie diese doch weiterhin voraus. Das Erinnerte soll in der Zeit sein; die Erinnerung will die Zeit besiegen, doch in der Zeit und mit den Waffen der Zeit selber. Die Erinnerung ist überschwenglich, aber dabei eigentlich konkret. Sie will für das Vergangene neue Wirklichkeit und ist erst zufrieden, wenn das Erinnerte nicht vom Gewesenen zu unterscheiden ist, erst dann, wenn das Gewesene wieder ins Präsens gerückt ist. Das Glück besteht dann darin, daß der Erinnernde in einem doppelten Präsens lebt, dem der Erinnerung und dem der Gegenwart. Deswegen kann die Erinnerung nicht, wie Platon wollte, allgemein bleiben; sie muß die Einzelheiten wiederfinden, sonst gelingt sie nicht oder bewirkt nichts anderes als Buchhaltung.

Wenn sie aber gelingt, was geschieht dann mit der Zeit? Sie wird nicht gelöscht wie bei der Verewigung. Sie wird erhalten. 'Erhalten' bekommt so erst seinen eigenen ausgezeichneten Sinn. Die Zeit geht nicht nur vorbei, löst nicht nur auf, sondern verfestigt sich, angehalten durch die Erinnerung, zu einem Verhalten, in dem durch Verharren und Erhalten der Gegensatz, Vergehen und Veränderung, anerkannt und miterhalten wird. Erst dadurch, daß die Zeit zu einem inneren Verhältnis wird, mit dem Gegensatz der Dauer, des Seins etc. in sich selbst, wird sie Menschenzeit, d.h. zu einem Element, in dem sich die Menschen zwischen Nichts und Ewigkeit einrichten können. Durch die Erinnerung wird also

die Zeit als Vergänglichkeit miterhalten, denn das Erinnerte ist nur wertvoll als ein Zeitliches. Und noch in der Erinnerung als Vorgang, als Situation spiegelt die Ruhe des Halts im Erinnerten den Gegensatz, den Strom, die Auflösung durch die Zeit; daher die seltsamen Empfindungen, die die Erinnerung begleiten: Beschaulichkeit, aber mit Atemlosigkeit; überwältigende Präsenz des Gewesenen, aber unwillkürlich und mit der bitteren Gewißheit des zweiten Verlustes; die Abschieds- und Heimwehgefühle des Kindes kehren in den späten Erinnerungen des Alters wieder etc.

Will die Erinnerung die Wiederholung? Das Ziel ist sie wohl nicht, aber ein ausgezeichnetes Mittel. Geht es der Erinnerung um eine perfekte Wiederholung, um eine solche, die im Vollzug die Wiederholung verleugnet? Oder geht es ihr um eine Wiederholung, die zwar die Differenz zwischen Erinnerung und Erinnertem nicht will, aber anerkennt? Jedenfalls ist Wiederholung mittelbar immer im Spiel. Das Vergehen des erinnerten Gewesenen wird in der Erinnerung, die ja auch in der Zeit stattfindet, wiederholt. Und die Wiederholung dient der Erinnerung als Mechanismus, als Mittel gegen die Vergänglichkeit der Erinnerung. So kann sie in gewisser Weise auch das Wappen der Erinnerung sein. Das Bleibende der Erinnerung, das seriell zu Wiederholende, die erzählte Geschichte z.B., ist nicht das Erinnerte und nicht die Erinnerung selbst. Eigentlich ist das Wiederholbare nur das Merkzeichen für eine Erinnerung, ein Symbol für das Wissen eines anders nicht mehr zu habenden eigentlichen Seins, für nicht mehr zu belebende Gefühle — für eine nicht mehr besessene und noch nicht vollends verlorene Unmittelbarkeit. Deshalb ist das Glück der Erinnerung niemals einfach; es ist immer etwas Verzweifeltes dabei: das Vorwegwissen des eigenen Nicht-Seins, aber im Bilde des Gewesenseins; überhaupt das Nicht-Mehr, eingefäßt in das Bild eines Daseins; ein verschwindender Sieg, ein Sieg ohne Triumph. Auch die überraschende Beglückung der Erinnerung beim Geschmack der Proustschen Madeleine entführt in eine Gegenwart, in der die sonst nicht fühlbare Dauer, die einen zum Glück erhebt — der nunc stans —, von dem anderen gewöhnlich auch nicht fühlbaren Merkmal der Gegenwart, ihrem immer schon Vergangensein, begleitet wird. Beides zusammen macht das Schwebende der Erinnerung aus, daß sie Pneuma ist, Geist, der die Seele streift.

Aber warum dieses Drängen nach Erinnerung, nach Verweilen in der Erinnerung? Warum das nicht mehr Auftauchenwollen aus der Erinnerung, als wäre sie ein glücklicher Traum in einem unglücklichen Leben? Kierkegaard kannte den Drang. Er fand ihn wollüstig. Auch derjenige, der nicht den Zorn der christlichen Askese gegen sich kehrt,

kann das verstehen. In der Wollust feiert sich das einfache Dasein; die pure Existenz in aller Einzelheit wird dabei lustvoll spürbar: Das ist ein Zustand, in dem, was sonst Kategorie, logisches Konstrukt ist, 'Dasein', 'Existenz', der Empfindung gegeben ist. Die Sinnlichkeit sprengt ihre Grenzen; als asketische wird sie zum Selbstzweck. Dieser Selbstbezug der Sinnlichkeit in der Wollust ist wohl dasjenige, was auf die Erinnerung zu beziehen ist, wenn man die Spur, die Kierkegaard mit seiner Abwehr der wollüstigen Erinnerung legte, verfolgen will. Es ist wahr, die Erinnerung ist eine ekstatische Vergewisserung des Daseins; die Bejahung, die im Wesen der Erinnerung liegt, geschieht nicht so sehr durch direkte Fortsetzung wie durch Wiederholung in einem anderen Element. Was einmal nur gelebt wurde, wird nun geschaut, und dieses Schauen wird gelebt. Dieses Schauen bedeutet aber nicht den Rückzug der Erinnerung auf sich selber. Der nach innen gehende Blick der Erinnerung meint die wirkliche Welt. Aber im Spiegel der Erinnerung ist die Welt nicht nur Raum und das in ihm Befindliche, sondern ist je eigene Umwelt. Gegenstand der Erinnerung ist weder ein weltloses seelisches Interieur noch die Welt als zufälliges Aggregat von Seiendem, sondern die Welt mit der Spur des Ich. Die Erinnerung, das zeigt gerade ihre ästhetische Kontemplativität, teilt mit der Wollust eine eigentümliche Form der Transzendenz, die der Transzendenz ins Diesseits. Sie macht die Lust der Erinnerung aus, und sie war es, die Kierkegaard so störte. An diesem Punkt wird aber auch klar, wie unvereinbar platonische Anamnesis und lebensweltliche Erinnerung sind. Die platonische Anamnesis führt in eine urzeitliche Vollkommenheit zurück, deren Widerschein vor uns liegt: Die Zeit der Anamnesis ist die Zeit der Utopie. Über der Zeit der Erinnerung steht keine Verheißung. Ihre Hoffnung besteht lediglich darin, der Zeit ein Gedächtnis zu machen.

*Milan Kundera: Gombrowicz hatte eine so komische wie geniale Idee. Das Gewicht unseres Ichs, sagte er, ist abhängig von der Bevölkerungsdichte auf der Erde. So repräsentierte Demokrit ein Vierhundertmillionstel der Menschheit, Brahms ein Milliardstel, Gombrowicz selbst ein Zweimilliardstel. Stellt man sich auf diesen arithmetischen Standpunkt, nimmt das Gewicht der Proust'schen Unendlichkeit, das Gewicht eines Ichs, des Innenlebens eines Ichs, immer mehr ab. Und wir haben bei dieser Entwicklung zur Leichtigkeit hin jetzt eine verhängnisvolle Grenze überschritten.*

## Alan Turing (1912 — 1954)

“Ich verfechte die Behauptung”, so Turing, “daß Maschinen konstruiert werden können, die das Verhalten des menschlichen Geistes weitestgehend simulieren”. Als Turing dies kurz vor seinem Tode schrieb, konnte sich seine Überzeugung weniger auf empirische Belege denn auf sehr umfassende mathematische und erkenntnistheoretische Einsichten stützen. Heutzutage gäbe es vielfältigere Hinweise für eine solche These. Gleichzeitig werden in aller Regel heute die logisch-philosophischen Resultate, auf die Turing sich bezogen hatte, etwa Gödels Unvollständigkeitssatz, genau im umgekehrten Sinn interpretiert, im Sinne einer Bestätigung der Einzigartigkeit menschlichen Denkens und menschlicher Erkenntnisweise.

Doch sprechen die Fakten eher für Turing. Bei komplexen Computerprogrammen kann man dem Programm selbst nie genau ansehen, welche Funktionen es erfüllt. Man findet oft noch nach Jahren unerwartete ‘Fehler’. Und nicht nur, was die Fehler angeht, sondern auch bezüglich der Komplexität der erfüllten Funktionen kann man ein heutiges Programm, etwa einen Schachcomputer, nicht anders denn als ein intentionales, seinen eigenen Gesetzen folgendes System betrachten. Das heißt, man kann seine Funktionen nicht anders als auf der Grundlage der je eigenen Rationalität zu antizipieren versuchen. Man kann es nicht als einen objektiv determinierten Mechanismus oder als eine

Festlegung im Sinne eines Textes analysieren. Man kann einen Computer auch nicht mit einem einfachen Werkzeug vergleichen, sondern muß ihm eine der eigenen vergleichbare Rationalität unterstellen, wenn man damit umgehen will. Als Schachspieler sieht man den mehr oder minder ernstzunehmenden Gegner darin.

In der Regel wird diese Differenz zwischen Struktur und Funktion nur rückwärtsgewandt interpretiert. Man betont, daß nicht alle wahren Aussagen als Formeln ableitbar sind und daher ‘höhere’ Formen des Denkens nötig werden, um sich mit der Wahrheit zu beschäftigen. Gödels Unvollständigkeitstheorem, das besagt, kein hinreichend mächtiges formales System könne in dem Sinne vollkommen sein, daß es jede einzelne wahre Aussage als einen ableitbaren, d. h. beweisbaren Satz wiedergeben könne, gilt z. B. als Begründung für die Behauptung, solche Systeme bedürften als Ergänzung des umfassenden philosophischen Denkens. Die Ansicht könnte für sich geltend machen, daß wir stets auf nicht operationalisierbare Begriffe in unserem Denken angewiesen sind und daß bei einer Reduktion auf die operativen Elemente selbst in der Mathematik der größte Teil unseres Wissens zu eliminieren wäre.

Man kann aber auch umgekehrt die Maschine im Sinne des Schachspiels als intentionales System, das seiner eigenen Rationalität folgt, ernst

nehmen, gerade weil die dargelegte Argumentation impliziert, daß ‘wahres’ Denken vom Denken, das auf einer Maschine simuliert wird, in einer formal operativen Weise nicht unterschieden werden kann. Turings Diagnose würde besagen, daß jemand, der gegen einen Computer Schach spielt, zeigt, daß er ihn als einen ernstzunehmenden Gegner betrachtet. Turings Arbeit bestand tatsächlich im Kern darin, für Gödels Unvollständigkeitssatz eine der ersten Interpretationsweise entgegengesetzte Auffassung zu entwickeln. Wenn aber Denken nicht als ein in der Welt einzigartiges Vorkommnis gelten soll, als etwas, was nur beim Menschen zu beobachten ist, wenn das Denken der Maschinen dem Denken der Menschen an die Seite gestellt werden soll, muß eine neue Beschreibung von Denken und Wahrheit gefunden werden.

Um die Gegenständlichkeit des Denkens zu sichern, um über eine strukturell deskriptive Kennzeichnung der Wahrheit zu verfügen, woran der Wissenschaft im allgemeinen liegt, versucht man sich mit formalen Mitteln abzusichern. So bemühen sich beispielsweise Mathematik und Logik um formale Darstellungen oder formale Sprachen, in denen der Sinn jedes Ausdrucks durch seine Gestalt eindeutig bestimmt ist. Die Wahrheit einer Aussage hängt dann gewissermaßen mit ihrer ‘Wohlgeformtheit’ zusammen. In der natürlichen Sprache ist das nicht notwendig. Der Satz, “die Nacht ist eine blaue Seidendecke”, ist zwar wohlgeformt, sein Sinn aber nur über die Metaphorik zu entschlüsseln, seine Wahrheit nicht strukturell deskriptiv. Wahrheit erhält er allein, wenn zu ihrer Bestimmung ein außerhalb des Satzes existenter Meta-

Standpunkt eingenommen wird. Formale Kalküle oder formale Sprachen dagegen nehmen ausschließlich auf die in ihnen selbst gemachten Aussagen Bezug. Dabei zeigt sich dann auch, daß Wahrheit und Beweisbarkeit oder Ableitbarkeit innerhalb des formalisierten Systems nicht übereinstimmen. Der Begriff der Wahrheit ist anders als der Begriff der Beweisbarkeit oder Ableitbarkeit *nicht* formalisierbar.

Im folgenden soll die Differenz von Wahrheit und Beweisbarkeit benutzt werden, um den üblichen Interpretationen des Unvollständigkeitstheorems von Gödel eine etwas andere Auffassung hinzuzufügen, die zugleich geeignet ist, die Arbeit Turings genauer zu beleuchten. Gödel knüpfte in seinem fundamentalen Satz, demzufolge kein System in dem Sinne vollkommen sein kann, daß es jede einzelne wahre Aussage als einen ableitbaren, d. h. beweisbaren Satz wiederzugeben erlaubt, an ein Paradox von Epimenides an. Epimenides, ein Kreter, sagte: “Kreter lügen stets”. Wenn dieser Satz eines Kreters, daß alle Kreter lügen, wahr ist, ist er unwahr, und wenn er unwahr ist, ist er wahr.

Reduziert man sich nun auf die Beweisbarkeit statt auf die Wahrheit des Satzes, so kommt man zu anderen Ergebnissen. Die Aussage läßt sich dann folgendermaßen formulieren: Der Satz »A« soll lauten: “Dieser Satz ist unbeweisbar”. Die Negation dieses Satzes ist dann der Satz »non-A«. Wenn nun der Satz »A« wahr ist, so bedeutet das, daß das fragliche formale System, dem er zugehört, unvollständig ist, denn offenbar gibt es dann darin wahre Sätze, die nicht beweisbar

sind. Was aber passiert, wenn der Satz »A« nicht wahr ist? Dann gilt ohne Frage »non-A«, ausformuliert: »Dieser Satz ist beweisbar«. Die Negation des Satzes »A« ist daher sowohl wahr als auch beweisbar. Aber auch der Satz »A« ist beweisbar, denn dies besagt die Negation gerade. Es sind nun sowohl »A« als auch »non-A« beweisbar. Offenbar ist das unterliegende formale System also nicht konsistent, nicht widerspruchsfrei. Statt eines Paradox' erhalten wir im Ergebnis, daß jede Formalisierung entweder widersprüchlich oder unvollständig ist.

Man kann aus dieser Situation drei Konsequenzen ziehen. Die erste wäre, der Begriff der Wahrheit ist deshalb nicht formalisierbar, weil er uns in seinem absoluten Sinn nicht verfügbar ist. Ich kann einen Satz aussprechen, z. B. den Satz »X«. Sobald ich aber hinzufüge, »X« ist wahr, ändert sich die Situation schlagartig. Entweder muß die Wahrheit des Satzes »X« von außen eingeführt werden, muß garantiert werden, etwa durch Gott, oder ich laufe notwendigerweise in einen unendlichen Regress. Mathematik und Logik haben sich dafür entschieden, den Begriff von außen einzuführen.

Die reine oder theoretische Mathematik und in weniger klarer Form eigentlich alle Grundlagendisziplinen beschränken sich darauf, bestimmte Eingabedaten oder Inputs gemäß bestimmter Regeln und mit einer vorgegebenen Methodik in Ausgabedaten zu transformieren, ohne sich um die Herkunft der Ausgangsdaten bzw. die Verwendungsweise der Ergebnisse zu kümmern. Die Wissenschaftsdisziplinen haben sich gewissermaßen autonom gemacht durch eine Ope-

rationalisierung, die die Frage der Wahrheit im referentiellen Sinn ausklammert. Statt nach der Wahrheit, fragen sie nach der Beweisbarkeit. Wenn aber nun schon die Wahrheitsfeststellung nicht operativ formalisierbar ist, muß man dann nicht wenigstens ein *allgemeines* formales Verfahren haben, um die Beweisbarkeit eines Satzes oder einer Formel sicherzustellen? Oder im Sinne der obigen Gegenüberstellung zwischen dem Denken der Menschen und dem Denken der Maschine gefragt: Wenn schon das Denken des Menschen nicht formal in seinem Wahrheitsgehalt bestimmtbar ist, ist dann wenigstens das 'Denken der Maschine' in seinem Verhalten formal prognostizierbar — etwa durch eine andere Maschine?

Turings grundlegendes Ergebnis aus dem Jahr 1936 besagt nun, daß auch das nicht der Fall sei. Ihm zufolge hat die Beschränkung auf das Formalisierbare und die damit gewonnene Operativität nur bedingte Erfolge gebracht. Das ist in der mathematischen Grundlagenforschung auch schon daran zu erkennen, daß bei der Auflösung der Paradoxe neue Paradoxe entstanden. Die Auflösung von Aporien, wie die vom lügenden Kreter, brachte zwar theoretische Ergebnisse, aber der Erfolg dieser Operationalisierung und De-Ontologisierung war nur bedingt.

Was Turing damit meinte, kann man sich am besten mit Hilfe eines anderen, dem bekannten Zenonschen Paradoxon vergegenwärtigen. Zenon hatte behauptet, wenn Achill, der Schnellläufigste, der langsamen Schildkröte in einem Wettlauf nur den kleinsten Vorsprung gewährt, so kann er sie nie mehr einholen. Zenon wollte damit,

wie man sagt, die Unmöglichkeit von Bewegung demonstrieren. Aber vielleicht wollte er nur zeigen, daß es unmöglich ist, für die Bewegung des Achill einen Beweis zu erbringen.

Zenon argumentierte folgendermaßen: Um vom Punkt A zum Punkt B zu gelangen, muß man zunächst zum Mittelpunkt der Strecke AB gelangen. Der Mittelpunkt soll M heißen. Um M zu erreichen, muß wiederum der Mittelpunkt der Strecke AM zuerst erreicht werden usw. Mit anderen Worten: In einer endlichen Zeitspanne sollen unendlich viele Dinge vollbracht werden, unendlich viele Mittelpunkte unendlich vieler Wegstrecken müssen erreicht werden. Der Beweisversuch führt also, so Zenon, auf eine offensichtliche Unmöglichkeit.

Die Wahrheit des Satzes 'Achill holt die Schildkröte ein' unterstellend, beruht die gesamte moderne Mathematik und Logik darauf, daß wir tatsächlich unendlich viele Dinge in endlicher Zeit durchführen können, wie Georg Cantor vor etwa hundert Jahren sagte und mathematisch begründete. Die Arbeiten von Gödel und Turing sind nichts anderes als Anwendungen der Cantorschen Einsichten.

Zweitens folgte aus den Gödelschen Resultaten, daß wir, um zunehmend komplexere Erkenntnisse zu gewinnen, stets neue Gegenstandsbeschreibungen und neue Methoden formaler Art einführen müssen. Es gibt beispielsweise keine ganz allgemeinen und universell wirksamen Methoden, sondern jedes System von Methoden und Mitteln hat eine Obergrenze für die Komplexität der erreichbaren Erkenntnisse.

Drittens. Auf dem Weg von Cantor über Gödel zu Turing gewinnen wir Einsichten, die mit den traditionellen, aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammenden Vorstellungen vom kreativen menschlichen Subjekt immer weniger vereinbar sind. Diese traditionelle Vorstellung verstand das Subjekt als aktive, dynamische und produktive Größe, als Gestalter — aber nicht als Gegenstand der Gestaltung. Was geschieht aber, wenn das Subjekt zugleich auch Objekt oder Betroffener ist, wie man selbst erfahren kann. Es ist unbestreitbar, daß, ganz gleich, wie bewußt man sich seines Geistes ist, man die Erfahrung macht, die eigene Komplexität nicht voll berücksichtigen zu können. Selbst dort, wo man sein eigenes Bewußtsein umfassend erlebt, geschieht es, daß man die dabei gewonnenen Einsichten nicht mitteilen kann.

Turing hat nun gezeigt, daß auch Maschinen, wie Hofstadter sich ausdrückt, "von ihrer eigenen Komplexität überrascht sein", daß sie ihr eigenes Verhalten nicht vorhersagen können. Im Falle des Menschen schreibt man den geläufigen Umstand, sich selbst nicht zu kennen, oft dem 'freien Willen' zu, man spricht davon, sich nach Belieben entscheiden zu können. Turings Hinweis nun, daß die Überraschung, die das eigene Verhalten auslösen kann, nichts spezifisch Menschliches ist, sondern auch bei Maschinen anzutreffen, ist einer solchen Vorstellung recht unwillkommen. Und auch dem Wissenschaftler, der sich ausschließlich als aktive kreative Kraft sieht, ist Turings Standpunkt unwillkommen. Es ist daher kein Zufall, daß er, obwohl einer der größten Wissenschaftler dieses Jahrhunderts, beinahe gänzlich unbekannt ge-

blieben ist. Erst neuerdings, mit dem Eindringen des Computers in alle Lebensbereiche, ändert sich das allmählich.

Ein anderer Computerwissenschaftler, der Nobelpreisträger H.A. Simon, hat kürzlich in einem Interview gesagt: "Die bedeutendste Auswirkung der Computerrevolution wird die Veränderung unseres Selbstverständnisses sein ... Die Einsicht zu erlangen — vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit — daß wir

ein Teil dieser Welt sind, Teil eines großen Räderwerks, daß wir uns nicht außerhalb der Natur befinden, nicht über ihr schweben." Das ist es, was Turing meinte.

#### Literatur:

Alan Turing, Intelligence Service. Schriften. Berlin 1987 (Brinkmann und Bose); Andrew Hodges, Alan Turing: The Enigma. London 1983 (Burnett Books); Douglas Hofstadter, Metamagicum, Kapitel 20 (Besprechung von Hodges' Turing-Biographie). Stuttgart 1988 (Klett-Cotta).

*Heiner Müller: Die Frage nach dem Glück stelle ich mir eigentlich überhaupt nicht. Ich bin wahrscheinlich viel primitiver, als man allgemein annimmt. Ich habe keine philosophischen Interessen. Ich will auch nicht wissen, warum das Licht angeht, wenn ich am Schalter drehe. Geht es nicht an, rufe ich den Elektriker. — André Müller: Das ist genau die Arbeitsteilung, die Marx abschaffen wollte. — Heiner Müller: Ja, es wäre zu wünschen, daß es gelingt. An der These der Aufhebung des Spezialistentums, daß einer sein Leben lang schreibt, ein anderer nichts als Schuh macht, ist schon was dran. Nur ob es klappt, weiß ich nicht. — André Müller: Den Gedanken, daß Kunst nicht von einzelnen Genies, sondern aus dem Volk kommen sollte, hatte auch Wagner und ist damit eines der größten Genies geworden. — Heiner Müller: Das ist der Trick dabei. — A. M.: Glauben Sie, daß Leidensfähigkeit eine Berufsqualität des Genies ist? — H. M.: Nein, um Gottes Willen, davon halte ich überhaupt nichts. Darüber müßten Sie mit Reiner Kunze ein Interview machen. Ich glaube, der leidet. Bei mir sind die Probleme das Material meiner Arbeit. Also habe ich keine. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je depressiv war. — A. M.: Weil Sie pausenlos schreiben. — H. M.: Pausenlos nicht. Wenn es anstrengend wird, höre ich auf. Kunst kann nur ohne Anstrengung entstehen. Das hat schon Thomas Mann richtig erkannt, obwohl ich fürchte, daß sich der ungeheuer angestrengt hat. Mir leuchtet ein, was Brecht über Thomas Mann gesagt hat. Er sagte, es bleibe ein Phänomen, wie es möglich sei, mit so wenig Talent so dicke Bücher zu schreiben.... mit bin ich Goethe einig, der formuliert hat, Gott möge ihn davor bewahren, sich selbst zu erkennen. — André Müller: Wie kann man die Gesellschaft verändern, ohne sich selbst zu kennen? — Heiner Müller: Wer sagt denn, daß ich die Gesellschaft verändern möchte? Wenn ich schreibe, möchte ich schreiben, sonst gar nichts, zu welchem Zweck, interessiert mich nicht. Die Sinnfrage ist eine Dekadenzerscheinung. Ich schreibe, um schlafen zu können.*

Ben's

## HistoMat

Mitternachtszeitung für gebildete Leser

Ruth Berghaus: "Kunst ist ein Rätsel, das man lösen müßte, aber wenn es gelöst ist, das Rätsel, ist es auch weg."

Jean Paul: "Wo die Anstrengung sichtbar ist, da war sie vergebens; und gesuchter Witz kann so wenig für gefunden gelten als der Jagdhund für das Wildpret."

Nachdem nun ein von der Deutschen Bank angeführtes Konsortium den in Devisen rückzahlbaren Kredit-Tropfen von 3,5 Milliarden auf die heißen sowjetischen Steine gespritzt hat zwecks einer sich irgendwann einmal, aber jedenfalls nicht vor der Parteikonferenz im Juni, auswirkenden Modernisierung der Leicht- und Nahrungsmittelindustrie, findet sich wiederum in der preziösen »Zeitschrift für das gesamte Kreditwesen« (6/88) unter dem Titel »Perestroika« und dem Untertitel »Geld wird gebraucht« ein vorauscelender Brief des Amerika-Korrespondenten an die großdeutsch-heimatliche Redaktion: "Lieber Herr Muthesius, die gesamte westliche Welt ist für Gorbatschows Reformpolitik. Aber wenn man diesem sozialistischen Peter dem Großen nicht wenigstens hundert Milliarden Dollar Kredit zur Verfügung stellt, wird sich Perestroika totlaufen. Wir hätten das Geld, denn unsere Banken leiden am Anlagennotstand, und nach Lateinamerika, Polen, Schwarzafrika und so weiter gibt nur mehr ein Philantrop Kredite. Es gibt Andeutungen genug, daß die Sowjetunion heute sogar eine Wiedervereinigung oder eine Konföderation Bundesrepublik Deutschland/ Deutsche Demokratische Republik/ Österreich dulden würde, wenn sie eine große Kapitalspritze bekäme. Aber unsere Politiker haben keinen Sinn für große Veränderungen und kümmern sich lieber im Auftrag der US-Regierung um Afghanistan und Mosambique. Ähnlich sind die Verhältnisse in 'beiden Chinas'. Die

Vereinigten Staaten ächzen unter der Last ihrer Handelsbilanzlücke mit Taiwan. Dabei läge deren Investitionspartner nur ein paar Kilometer über See entfernt und spräche die gleiche Sprache: Kontinentalchina. Und auch dessen Auflockerung geht nicht zügig voran, weil das große Geld fehlt, das alles verwandeln könnte. Selten in der Geschichte ist eine Wirtschaftsrevolution — und die Vermarktwirtschaftlichung in Rußland und China ist eine solche — gegückt, wenn die Zuwachsraten der Volkswirtschaft bei 2 oder 3% geblieben sind. Wir brauchen einen Sturm der Begeisterung und nicht nur die Freiheit für die sozialistischen Unternehmen, selbständig zu investieren, aber nur gegen Zuteilung der Finanzmittel aus dem Plan. Sicherlich lassen sich nicht alle politischen Probleme dieser Welt mit Geld lösen. Aber jedenfalls mehr, als man denkt. Doch ihre Durchsetzung, die das Ideal der One World wenigstens in wirtschaftlicher Beziehung schaffen könnte, scheitert an unseren kleinländerten Politikern, die um ihre Posten fürchten, weil sie in einer großen Veränderung keinen Platz haben. Mit freundlichen Grüßen Ihr Carl Zimmerer"

“Entwickelter” Sozialismus und alle ähnlichen Adjektive sind defensive Ausdrücke der Tatsache, daß er nicht geworden ist, was er werden sollte.

Noltes “Vergangenheit, die nicht vergehen will” hat als Bild sowieso und als Wirklichkeit vielleicht auch einen Zusammenhang mit einer Zukunft, die nicht beginnen will, dem Einfachen, das einfach nicht zu machen ist.

Zwei sich ergänzende Sprichwörter: Wer die Zukunft voraussagt, sagt immer etwas Dummes. — Wenn man auch nicht mit allen Frauen schlafen kann, so kann man es immerhin versuchen.

‘Nach Moskau!’ läßt Tschechow seine »Drei Schwestern« seufzen — anstelle des hergebrachten ‘nächstes Jahr in Jerusalem!’

Der Zug nach Moskau muß anhalten, weil vor ihm die Schienen fehlen.  
 - Lenin schlägt den Insassen einen Subotnik als Gleisarbeiter vor.  
 - Stalin: In zehn Minuten fährt der Zug weiter, sonst...  
 - Chrustschow verlangt, die Schienen hinter dem Zug ab- und vorne anzubauen.  
 - Breschnew befiehlt, die Vorhänge seines Salonwagens zu schließen und diesen mit Manneskraft im Fahrtrhythmus zu schaukeln.  
 - Gorbatschow läßt die Vorhänge wieder öffnen und die Insassen im Chor protestieren: Der Zug steht! Der Zug steht! Der Zug steht!...

Brechts Galilei: “Wir werden beweisen, daß die Erde stillsteht und erst wenn wir gescheitert sind...”. Didaktische Rhetorik? — hält er ein Scheitern gar nicht für möglich?

Die Unterhaltskosten von Luftschlössern: Weiß man, daß z.B. die Bewohner des südlichen Kaukasus 64% der von ihnen benötigten Waren in anderen Republiken einkaufen müssen, dann kann man sich vorstellen, daß die Spekulationsstraftaten sich in den vergangenen fünf Jahren verdreifacht haben.

Und weiter in der Abteilung ‘Everybody’s Darling’:

Tony Benn: “Die sozialistische Bewegung ist überall in eine Sackgasse geraten. Was ich im Moment so spannend finde, ist die Tatsache, daß die Krise in der Sowjetunion, welche Gorbatschow zu lösen versucht, identisch ist mit der Krise der Sozialdemokratie. Denn die Sozialdemokratie im Westen, die ihre Verbundenheit mit dem parlamentarischen System stets preist, war in Wirklichkeit Wohlfahrtskapitalismus via Bürokratie: Und Gorbatschows Vorgänger betrieben Wohlfahrtskommunismus via Bürokratie. Der gemeinsame Nenner ist die Bürokratie und damit die *Beseitigung der Moral zugunsten der Effizienz*. Man sehe sich die Führer der Sozialdemokratie in Westeuropa an: Callaghan, Mitterrand, Soares, Gonzales, Craxi, Schmidt — sie alle repräsentieren die fortschrittliche Verwaltung des Kapitalismus, welche mit Roosevelt begann. Roosevelts New Deal endete in einem Alptraum von Bürokratie unter Carter und wurde von Reagan beiseite gefegt. Die großen Hoffnungen auf den Wohlfahrtskapitalismus der Attlee-Regierung kollabierten 1976 unter Callaghan und bereiteten Thatcher den Weg.”

Heinrich Mann: “Revolutionäre Halbheiten werden immer bestraft. Ihnen folgt unfehlbar vom Gegenteil das Äußerste.”

“Mystosopen” hätte Gottfried Keller solche Ärzte am Sterbebett genannt: Manfred Lötsch, Sozialwissenschaftler an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften der SED: “Gleichheitsziele bleiben etwas, was uns bewegt; das Problem besteht ‘nur’ darin, daß sich Zielkriterien aus Gleichheits- und Effizienzzielen widersprechen können.... Das Elitäre ist effektiv, ob es sozial ‘anmutig’ ist, ist strittig.” — Aber gemach, denn immernoch trotz zalledem: “Wie man es dreht und wendet, *so etwas Ähnliches* wie Klassen gibt es.”

Das Phänomen der Kraft, pflegte Karl Valentin zu betonen. In einer der jüngst von »Kollektiv-« in »Akkente-« umbenannten kommunisti-

schen Buchhandlungen hielt namens des entsprechenden Parteivorstandes Günter Judick einen Vortrag unter dem Titel »Das Phänomen Stalin«. Als Leute wie Kiesinger noch vom *Phänomen der 'DDR'*, dem vormaligen *Gebilde* sprachen, schwang da immer ein Ton des Unglaubens mit, Unglauben daran, daß es dies Ding wirklich gibt. Also Herr Judick — Solle mer'ne reilasse?

Immerhin läßt sich durch Verweise auf den Unterschied von Wesen und Erscheinung die Realität leugnen.

Unerwartet weitreichende Bescheidenheit: Lenin soll den Sozialismus mal als "zivilierte Kooperation" bezeichnet haben.

\*

Egon Friedell vor Marshal McLuhan und Baudrillard: "Daß die Dinge geschehen, ist nichts; daß sie gewußt werden, ist alles." — Dagegen sagt Patricia Rozema, kanadische Regisseurin, "daß wir die Dinge nicht so sehen, wie sie sind, sondern wie wir sind".

Der, der schweigt, nicht der, der spricht, macht einen Monolog zum Monolog; der, der kniet, nicht der, der thront, macht einen König.

Naturalismus: Robert de Niro würde sich als Othello vor allem die verkleideten Körperteile einschwärzen. — Je höher der Affe steigt, desto mehr zeigt er seinen Hintern. (Afrikanisches Sprichwort)

"Kritik der astreinen Vernunft" (Rühmkorf) oder wie Alfred Dregger indirekt und listig nach längerer Pause erstmalig wieder den Markt nicht als sozial definiert hat: "Planung ist der Ersatz des Zufalls durch den Irrtum."

\*

### Schlußworte

Franz Joseph II., Kaiser von Österreich und König von Ungarn: "Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut."

Johann Wolfgang von Goethe: "Mehr Licht!" — Gisela Elsner (zitiert nach FAZ v. 14.4.88) gibt in ihrem jüngsten Werk — "Nunmehr ist der Nährboden, auf dem ein Bein gedeiht, die Hose." — eine kleine persönliche Literaturgeschichte, in der sie über Flauberts "recht kleinkariert"

verliebte Madame Bovary zum "hiesigen hausgemachten" Realisten Fontane mit seinem "höchst inhaltsleeren" Roman »Effi Briest«, dem "Machwerk eines Dilettanten", schweift, um beim "defätistischen Weltbild" Kafkas als eines Unternehmer-Komplizen zu landen, der "dem Leser keine Erkenntnisse vermittelt, sondern sich durch die Interpretierbarkeit seiner wechselbalghaften Parabeln von einer Sippschaft von Interpreten hofieren läßt." — Wenn das keine Abschiede sind!

Antiautoritäre Postmoderne: jedem seine eigenen Werte!

Volksmund: "Schad', daß'd scho gehn mußt."

Ralf Dahrendorf: "In gewisser Weise war die Demokratie die politische Organisationsform des Klassenkampfes."

Gregor Dotzauer: "Eva Mannhardt hat Romy Schneider, die nur wegen ihres Todes die Rolle nicht mehr selber synchronisieren konnte, die Stimme geliehen."

### Neues vom Schmock

"Goethe hat irgendwo bemerkt", bemerkt Johannes Gross, "Reue sei Zeitverschwendug. — Mißtrauen auch." Die gewichtige Ergänzung des klassischen Großfundes hat er, nicht Goethe, dem FAZ-Magazin als Eigenleistung verkauft. Und, so fügt der Neokonservative mit dem Horror vor den "unmodulierten Stimmen der Ungebildeten" auf dem allerletzten Loch pfeifend hinzu: "Daß einem so gar nichts einfällt, gilt in den besseren Kreisen schon als konservativ."

Lägen Systeme *zugrunde*, müßten sie nicht als *Erklärungsmodelle* entwickelt werden. Dennoch fällt ihm die gewiß grundlegende Erklärung ein: "Weil der politischen Wirklichkeit kein System zugrunde liegt, kann auch kein theoretisch-systematisches Modell der Politik entwickelt werden."

Josef Hader über Kurt Waldheim: "Er ist die Fortsetzung des Herrn Karl mit wirksameren Mitteln."

Andreas Razumovsky zitiert: "Bei uns im Waldviertel gibt es, nach der Waldheim-Aufregung im Ausland, nur mehr Antisemiten." Frage: "Wieviel Juden habt's ihr denn im Waldviertel?" Antwort: "Überhaupt keine, aber das hat damit nix zu tun."

\*

“Der Martin Walser hat vor ein paar Jahren hier in meinem Büro gesessen und gesagt: ‘Wenn ihr Eurokommunisten werdet, so wie die Italiener, dann arbeite ich mit euch zusammen’, erzählt der Parteivorsitzende Mies. ‘Wir haben natürlich abgelehnt. Und was ist heute aus dem ganzen Eurokommunismus geworden?’”

Martin Walser: “Es gibt keine Grenzen der Nachsicht mit sich selbst.”

Josef Reding auf eine ZEIT-Frage zu Gorbatschow: “Ich würde mich ihm anvertrauen, wenn ich in Schwierigkeiten wäre.” Deswegen ist er ja in Schwierigkeiten, in solchen, daß er beinahe gesagt hätte, von dem würde er auch einen Gebrauchtwagen kaufen.

Bertelsmann hat durch den Aufkauf der nächsten Fernseh-Fußballsaeson den DGB-Vorsitzenden in Schrecken versetzt. Vor ARD&ZDF-Kameras erinnert sich Breit daran, daß 8 Millionen Fußballfreunde auch gewerkschaftlich organisiert sind.

Horst Boje, Alt-Hamburger aus der einschlägig vorbestraften Untergliederung: “Wir sind dabei, das Prinzip der Chancen durchzusetzen und zu nutzen”.

Wie es Freßsuchtlyrik, Geschiedenenlyrik und sozialistischen oder kapitalistischen Realismus gibt, so gibt es eben auch Lager-Friedland-Lyrik, u.a. von Gabriele Eckart: “Nach Tavernen dürstet mich nach Flüchen/ Dem Geruch von Häfen/ Achselschweiß/ Nach Menschen die mich spüren ließen/ Daß auf Erden ich vorhanden bin.”

Die Vernichtung der Gegenwart: Alle Schulen verbreiten die Idee, fürs Leben zu lernen, für die Zeit nach der Revolution, fürs Jenseits usw. Lernen und Leben als Gegensätze wie Anschaffen und Ausgeben oder andere Vorstellungen aus den Zeiten der Sammler und Jäger.

\*

Eine Bemerkung des Chefpsychiaters im Moskauer Gesundheitsministerium aus jüngster Zeit: “Nur weil eine Person ein Dissident ist, bedeutet das nicht, daß sie oder er auch geistig gesund ist.”

Da die Linie nicht gegeben ist, ist der Rest auch nicht Organisation.

Puschkin: “Welch eintönige Zwischenfälle in seinem abwechslungsreichen Leben.”

## Supplement nachgelassener Debatten

Für eine der kommenden Ausgaben war ein Porträt Adelbert von Chamisso vorgesehen. Äußerer Anlaß wäre der 150. Todestag im August dieses Jahres gewesen, wenngleich er den Tag mit vielen teilt. Ihn unter den Vielen in der »Debatte« hervorzuheben, legte Chamisso Persönlichkeit nahe. Er gehört seinerzeit zu den Autoren, die eine Ahnung von jener Zukunft hatten, die unsere Gegenwart ist. Statt des geplanten Porträts nun wenigstens eine Notiz.

Die Familie, aus altfranzösischem Adel, mußte infolge der Revolution das Land verlassen. Ihr nicht kleines Vermögen wurde konfisziert, ihr Schloß niedergeissen. Sie emigrierte nach Preußen, wo Adelbert von Chamisso nach einer Zeit ungewisser Ausbildungsziele als Soldat eine Anstellung fand. Durch glückliche Umstände entging er der von Napoleon für solche Leute vorgesehenen Bestrafung. Aber nie hat er das Frankreich der Revolution verurteilt, wie es unter den Emigranten Sitte war. Sie begleiteten ihre begreiflich egoistische Kritik mit den aberwitzigsten Lügengeschichten, wovon der deutsche Aufklärer-Anarchist, Friedrich Christian Laukhard, schon in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts berichtete: “Wie tief muß diesen elenden Hof-Insekten der alte diplomatische Hofschlamm ankleben, und wie verpestet muß die Luft ehedem um sie gewesen sein, da sie es jetzt noch immer ist.”

An Chamisso klebte nichts. Unter seinen Gedichten findet sich eins an den neugeborenen Sohn, da heißt es:

Als ich so schrie, wie du nun schreist, die Zeiten waren  
Nicht so, wie sie geworden sind;  
Geduld, Geduld! und kommst du erst zu meinen Jahren,  
So wird es wieder anders, liebes Kind!

Da legten sie mit glaub'gem Sinn zu mir, dem Knaben,  
Des Vaters Wappenschild und Schwert;  
Mein Erbe war's und hatte noch und sollte haben  
Auf alle Zeiten guten Wert.

Ich bin ergraut, die alte Zeit ist abgelaufen,  
Mein Erb' ist worden eitel Rauch;  
Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen,  
Und du, mein Sohn, das wirst du auch.

Chamisso wollte deutscher Dichter werden, was er ja auch geworden ist. Noch während und dann nach seiner Soldatenzeit dilettierte er literarisch im Kreis der Freunde Varnhagen von Ense, Hitzig und Fouqué, pendelte zwischen Frankreich und Deutschland hin und her, begleitete kurze Zeit Madame de Staél, die ihn zum Botanisieren anregte, und legte sich en passant ein stattliches Herbarium und die Qualitäten eines "Naturforschers" zu. Unter seinen dichterischen Versuchen gelang ihm 1813 ein ganz einzigartiger, der »Peter Schlemihl«. Das Märchen, für die Kinder Hitzigs geschrieben, fand, wie man damals sagte, "in Deutschland günstige Aufnahme". In England wurde es sogleich ein wahres Volksmärchen.

Der »Schlemihl« liest sich gewiß wie eine Biographie, insbesondere wie eine prognostizierte Biographie, denn die Reise des Helden in den Sieben Meilenstiefeln und ihr Ende, hingegeben der wissenschaftlichen Naturbetrachtung, stand dem Verfasser allererst bevor. Aber natürlich ist das nicht allein eine Biographie, es ist die vollkommene Metapher der bürgerlichen Gesellschaft.

1815 vermittelte Hitzig Chamisso eine Anstellung als Naturforscher auf dem Entdeckerschiff »Rurik«. Drei Jahre umsegelte er die Welt, worüber er später einen spannenden mehrbändigen Bericht vorlegte. Die Reise und seine naturkundlichen Erfahrungen brachten ihm Anerkennung als Gelehrter und das Amt des Kustoden am Botanischen Garten zu Berlin. Und sie brachten ihm eine Lässigkeit der Weltbetrachtung, wie sie unter den deutschen Dichterkollegen nicht zu finden ist. Ein Schriftsteller, dem Veränderungen ein unerschöpfliches Thema waren. Chamisso ist in sie hineingetrieben worden, nahm das jedoch als eine Gelegenheit. Er machte sich darauf und auf den Starrsinn seinen Vers.

### Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,  
Daß ihm der Zopf so hinten hing,  
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: "Wie fang' ich's an?  
Ich dreh' mich um, so ist's getan —"  
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,  
Und wie es stand, es annoch steht —  
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,  
's wird aber nicht noch besser drum —  
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,  
Er tut nichts Guts, er tut nichts Schlechts —  
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,  
Es hilft zu nichts, in einem Wort —  
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch  
Und denkt: "Es hilft am Ende doch —"  
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

T.N.

*Jakov Lind: In der Familie machten wir Leitern. Einfach Leitern. Und das seit dem achtzehnten Jahrhundert. Im Jahr 1917 nahmen uns die Bolschewisten die Fabrik weg. Unter Lenins Neuer Ökonomischer Politik, die lahme Planwirtschaft anzuhören, fiel sie wieder in den Familienbesitz zurück. Kaum war Stalin an der Macht, hat man sie uns wieder weggenommen. Vater wurde offiziell zum Direktor ernannt und bekam jetzt zumindest ein regelmäßiges Gehalt. Vater starb achtundvierzig, und ich wurde der neue Direktor. Und weil ich nun mal nicht auf den Kopf gefallen bin, nicht mit dem Finger gezeugt wurde, wie man bei uns sagt, habe ich bald gemerkt, wie man mit Leitern Geld verdient... Wer eine Leiter studiert, wird sofort bemerken, daß sie aus Sprossen besteht. Sagen wir, eine Leiter von achtzehn Metern braucht vierundsechzig Sprossen. Je mehr Sprossen, um so teurer die Herstellungskosten. Sprossen kosten Geld, klar. Gibt man der Leiter statt der vierundsechzig nur sechzig oder achtundfünfzig Sprossen, spart man Geld und kann mehr Leitern bauen. Verstanden? Ich habe die 'Volksleiter' eingeführt. Sie hat zwanzig Prozent weniger Sprossen, aber ist dafür um zehn Prozent billiger. Für diejenigen, die es sich leisten können, macht man eben altmodische kapitalistische Leitern nach Maß und auf Bestellung.*

Heinrich W. Ahlemeyer 4/85: Frieden oder unzufrieden?  
 Georg Ahrweiler 11/86: Tschernobyl als unmittelbare Produktivkraft oder Der naive Stoffwechsel mit der Natur; 12/86: Basel als unmittelbare Profitquelle  
 Alfred Andersch 3/84: Mit den Augen des Westens — Thomas Mann als Politiker, *Nachdruck*  
 Bernd Apel 3/87: Stillstand am Umkehrpunkt?  
 Hannah Arendt 6-7/87: Organisierte Schuld — *Nachdruck* (eingeleitet von Wilhelm Paul)  
 Ingrid Bachér 6-7/85: Der Maßstab  
 Hans-Dieter Bamberg 2/88: Der Kern der Haselnuß — Ein gut bezahltes Heldenleben — Aus den neuesten Erinnerungen Dr. Barzels  
 Arno Bammé 4+5/87: Wenn aus Chaos Ordnung wird — Die Herausforderung der Sozialwissenschaft durch Naturwissenschaftler I+II; mit Renate Genth, Eggert Holling und Peter Kempin 6-7/87: Technik und Technikkritik — Wider den Frankfurter Reduktionismus  
 Domitila Barrios 3/86: Ein Tonbandprotokoll: Mutter und Sohn, Drogen und Soldaten; Der Geheimnisvolle hinter der Gewerkschaftstür; Gegensätze nach der Heimkehr; Rohstoffe und Panzer; Eine Last auf dem Gewissen  
 Johannes M. Becker 4/85: Die FKP und ihre Bündnispolitik  
 Thörsten Becker 12/85: Einige umständliche Überlegungen zu Heiner Müllers »Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten«  
 Piergiorgio Bellochio 3/88: Rätsel um Eco  
 Matthias Beltz 3/85: Selbsterfahrung; 6-7/85: Gift im Lebenszweck; 1/86: Spiel nicht mit den Staatsorganen; 6-7/86: Unsere Ehre heißt Rache; 3/87: Wer hat den Klassenfeind geklaut? — Groddeck; 4/87: Die unteilbare Logik; 2/88: (mit Heinrich Pachl) Vergangenheitsbewältigung (Eine Büttenrede); 6-7/88: Ja zum Bahnhof  
 Michael Ben 1/84: Honni soit qui mal y pense; 2/84: Was verrät der Verrat? Notizen beim Lesen von Jorge Semprún; 3/84: Populismus oder Die Geschichte des Universums unter besonderer Berücksichtigung von Alt-Lerchenfeld; 4/84: Lob der Bestechlichkeit; 4/84: Legal, illegal, flexibel; 3/85: Wenn Hören und Sehen vergehen; 4/85: Der Watschenmann — Noch einmal über den Sturm im Wasserglas und die gegenwärtige Lage — Eine unendliche Geschichte; 10/86: Marx & Engels gegen Preußen oder Die peinlichen Klassiker; 2/87: Die sowjetische Kulturrevolution — Vom regulierten zum sich selbst regulierenden System?; 1/88: Rehabilitation = Ehrenrettung, Wiederherstellung, Wiedereinsetzung in frühere Rechte; 2/88: (mit Josef Bierbichler) Briefwechsel; *Zeitschriftenschau*: 11/85: — Volker Brauns Rimbaud-Essay; 7/86: — Trotta, ich liebe Dir!; 11/86: — (II) Kultur nach Steuern; 11/87: — Das Kondom als Zipfelmütze; 3/88: Die flambierte Frauenbewegung; *Ben's Histo-Mat* — *Mitternachtszeitung für gebildete Leser*: 4/86+10+11+12/87+2+3+4+5/88+6-7/88  
 Frank Benseler 5/85: Sozialismus und Demokratisierung — Ein nachgelasse-

ner Vorwurf von Georg Lukács  
 Helmuth Berking 4/86: Ein hinterhältiger Konservativismus  
 Josef Bierbichler 2/88: (mit Michael Ben) Briefwechsel  
 Ludwig Börne 5/86: Das Leben und die Wissenschaft *Nachdruck*  
 Bernhelm Booß 8-9/85: (mit Glen Pate) Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen  
 Matthias Brandes 10/86: Wie man Bilder am Schwanz packt — Kunst und Eva und die Zukunft und das Automobil und die Lebensmittel und der Sport usw.  
 Bertolt Brecht 3/85: Drei Reden über den Massenmenschen; Über die Lehre *Erstveröffentlichungen*; 3/88: Kleine Berichtigung  
 Wilfried von Bredow 12/85: Ost-West-Konflikt und antagonistische Kooperation; 2/88: Niemandsland — Mitteleuropa und die Regression politischen Denkens  
 Claus Bremer 2/85: Guernica; 6-7/85: Gute Dramaturgie; 3/86: Mensch der uns ansieht  
 Jens Brockmeier/ Hans-Ulrich Treichel 12/86: Die Zeit der Poesie  
 Peter Brokmeier-Lohfing 2/84: Clausewitz oder Das Prinzip Krieg und seine Gegenkräfte; 4/85: Fragen auf Wunsch von Herrn K.; 12/85: Die Metamorphosen der Politik und Saint-Simons Frage; 10/86: Geschichte vernichten — Reflexionen über den organisierten Massenmord im deutschen Faschismus  
 Jutta Brückner 5/85: Das Kostüm der Nacktheit; 2/86: Göttliche Aufgaben in wohlgeordneten Zuständen idiotischer Heiterkeit oder Filme von Frauen; 12/86: Bilder des Bösen; 3/88: Porno statt PorNO — und anderes zur narzistischen Reproduktion  
 Till Brüttel 3/85: Ein Dorf in dieser Welt — Einsichten  
 Rudolf Burger 2/84: Können Maschinen denken? — Die Sprache der Puppen oder Die Angst vor dem Widerspruch  
 Rob Burns 4/85: Lady Thatchers 2. Krieg — Nach dem Streik der britischen Bergarbeiter; 6-7/85: Pessimismus des Verstandes — Optimismus des Willens: Zur Lage der britischen Linken im Thatcherismus  
 Michael Charlier (vor 8-9/87 als Jacques Limburger) 8-9/87: Von Pflanzen und anderen Gesellschaften; 11/87: Haltet die Welt an — ich will aussteigen — Der politische Exotismus auf der Flucht vor der Geschichte; 12/87: Die Rückkehr der Titanic; 3/88: Verspäteter Antifaschismus; 6-7/88: Warum ist hier kein Gedenkstein? — Die Sehnsucht nach dem Stillstand der Geschichte  
 Herbert Claas 3/87: Marx und Ford — Weißer Sozialismus in den 20er Jahren  
 Charles E. Curran 10/87: Katholik und Amerikaner sein  
 Roque Dalton 6-7/85: Gedichte: Lateinamerika; Die Rast des Kriegers; Über Kopfschmerzen; Die Jugend; Sprüche; Das gesellschaftliche Sein bestimmt das gesellschaftliche Bewußtsein; Essay: Eine Krähe hackt der anderen ein Auge aus — Zwei Konzeptionen lateinamerikanischer Literatur *Nachdruck*  
 Franz Josef Degenhardt 1/84: Die Lehrerin  
 Friedrich Christian Delius 8-9/86: Lieber Piwitt  
 Frank Deppe 1/85: Wege ins Paradies?

Carlos **Diablillo H.** 5/85: "Wo man Volkswagen baut, geht es den Menschen besser"  
 Nikolaus **Dimmel** 2/86: (mit Alfred J. Noll) VÖEST/Österreich - Sozialdemokratie und verstaatlichte Industrie  
 Heinz D. **Dombrowski** 12/85: Mathematisierung von Gesellschaft, Natur und Mathematik  
 Stephan **Dressler** 1/88: (mit Clemens Knobloch) Entweder — oder: Politische Romantik bei Alfred Andersch und Carl Schmitt; 5/88: Traurige Trüffel  
 Alain **Durand** 3/87: Renovatoren oder Liquidatoren?  
 Fred **Eckhard** 2/85: Kreativ und/oder solidarisch — Kunststücke  
 Axel **Eggebrecht** 11/87: Kritik und Verbindlichkeit *Nachdruck*  
 Hanns **Eisler** 3/88: Antwort an Georg Lukács  
 Elisabeth **Endres** 11/85: Anti-Bergfleth oder Aufklärung über die palavende Unvernunft  
 Vridolin **Enxing** 6-7/85: Wenn Süverkrüp Degenhardt wegrationalisiert — Erfahrungen mit computergesteuerter Musik  
 Manfred **Esser** 6-7/85: Vom Anschein des Westens  
 Bernd **Fichtner** 3/87: Der unmittelbare Bezug auf Gesellschaft als Kurzschluß — Anmerkungen zur Diskussion um die 'Neue Allgemeinbildung'  
 Chup **Friemert** 4/84: Sinnprothesen oder Design  
 Gerd **Fuchs** 1/84: Die Wahrheit der Form — Die Form der Wahrheit; 2/85: Der Alp auf dem Hirne der Lebenden; 8-9/85: Johannes Bückler alias Schinderhannes *Vorabdruck*; 11/85: Ein Schiffbruch *Vorabdruck*; 3/87: Zu einigen Aspekten von WRL's Artikel »Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung I« in 1/87; 3/88: Fremde Blicke; 6-7/88: Das Erdbeben von Frankreich  
 Georg **Füller** 1/84: Drei Notizen ohne Fußnoten zum Einstieg in das Nachdenken über CDU und CSU; 3/84: Die Roosevelt-Linke; 4/85: Tiefgestaffelte Formation — Zu einigen neueren Selbstdarstellungen von CDU/CSU-Politikern; 5/85: Proteus für die Frauen; 8-9/85: Die Union als Gegenstand der Beobachtung; 12/85: Adenauers Teegespräche 1950-1954  
 Peter **furth** 8-9/85: Frieden oder gerechter Frieden?; 10/85: Eine konservative Verteidigung des Marxismus — Arbeit und Dialektik in der marxistischen Philosophie; 2/86: Troja hört nicht auf zu brennen — Über die Bewirtschaftung der Toten; 2+3+5/87: Zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen I, II, III; 1/88: Romantik der Entfremdung — Überlegungen zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen — IV; 6-7/88: Über Erinnerung  
 Günter **Gaus** 6-7/86: Deutsche: Prof. Otto Reinhold im Gespräch; 12/86: Gespräch mit Martin Walser  
 Bernd **Greiner** 2/87: Amerikanischer Skandal oder Der neue Dissens  
 Jürgen **Habermas** 12/85: Wolfgang Abendroth in der Bundesrepublik  
 Christoph **Hein** 1/86: Zu einem Satz von Anna Seghers; 8-9/86: Lieber M.F. — Zur westdeutschen Erstaufführung von »Schlötel oder Was solls«  
 Helmut **Heißenbüttel** 2/85: Evolution einer Meldung aus der Mainzer Allgemeinen Zeitung

Gerd **Herholz** 3/85: Dr. Jekyll Mr.Hyde; Bei uns  
 Heinz-Joachim **Heydorn** 5/85: Bildung des Widerstands — aus »Wilhelm von Humboldt« *Nachdruck*  
 Wilhelm **Hoegner** 5/87: Der Untergang *Nachdruck*  
 Josef **Hoffmann** 3/86: Spiel mit dem Feuergott — Popmusik, die wahre Jugendreligion  
 Werner **Hofmann** 11/85: Die gesellschaftliche Verantwortung der Universität *Nachdruck*  
 Agnes **Hüfner** 3/85: Rüstungswahnsinn; 4/86: Einzelgänger der Einigkeit; 6-7/86: Ludwig Börne; 8-9/86: Fluchtheifer; 1/87: Wahlkreuz; 4/87: Das unglückliche Bewußtsein — Hans Mayer zum 80. Geburtstag; 8-9/87: In memoriam — Ein Kapitel aus der Literaturgeschichte der Bundesrepublik unter besonderer Berücksichtigung der Wortproduzenten; 10/87: Emil Szittya; 5/88: (mit Peter Maiwald) Der Mensch sei positiv, das andere wird sich schon finden — Der Lyriker Heinz Czechowski; 6-7/88: Zweierlei Sprache — Die Schriftstellerkongresse 1947 (Berlin) und 1948 (Frankfurt)  
 Sigurd von **Ingersleben** 6-7/85: Die normative Kraft des Hypothetischen; 6-7/86: Der subjektive Balken im objektiven Weltauge — Eliten, Avantgarden und die Eco-Nomie der Zeit; 10/86: Marguerite Duras — Die Unbekannte von der Seine; 11/86: Pille und Pulle — Zwei Jubiläen  
 Urs **Jäggi** 4/85: Durchquerungen  
 Mechthild **Jansen** 12/85: Die quotierte Frau — Keine Frauenpolitik ohne Feminismus  
 Jewgenij **Jewtuschenko** 3/86: (Vollständige) Rede vor dem 6. Kongreß des russischen Schriftstellerverbandes *Nachdruck*  
 Martin **Jürgens** 6-7/85: Wie man einen Krieg abbricht; 6-7/87: Anhaltende Zopfzeit — Über meine Großmutter, einen Text Robert Walsers und Lenin  
 Annegret **Jürgens-Kirchhoff** 6-7/86: Nachkriegsbilder/Vorkriegsbilder — Zum Verhältnis von Erinnerung und Antizipation in der Kunst nach 1945  
 Pierre **Juquin** 4/86: Selbstkritiken *Nachdruck*  
 Immanuel Kant 1/87: Aus der Vorrede B zur »Kritik der reinen Vernunft«, 1787 *Nachdruck*  
 Volker **Kaukoreit** 2/88: Zwischen den Stühlen — Ein Gespräch mit Nikolaus Berwanger über sich und deutschsprachige Literatur im rumänischen Banat  
 Sabine **Kebir** 2/86: Punk oder Die herrschende Arbeitslosenkultur — Gramscis Beitrag zur modernen Kulturtheorie; 4/86: Gläubige aller Länder, vereinigt euch! Zauberkünstler Raja (Roger) Garaudy in Algier; 10/86: Dauerhafte Harmonie gelingt kaum — Neue Dokumentarliteratur aus der DDR; 12/86: Courage! — Bertolt Brecht aus feministischer Sicht; 8-9/87: Die Mutterstrafe — Im Sommer des 25. Jahrestages der Unabhängigkeit — Probleme des Bevölkerungswachstums in Algerien; 11/87: Brecht als Liebeskünstler; 12/87: Blumen, Perlen, Gazellen — Patriarchalische Metaphorik und ihre Aufhebung in der Liebeslyrik  
 Initiative "Kinogänger gegen die Verunglimpfung der marxistischen

- Klassiker** 4/87: Ist Schily ein Marxist?, aus »Arbeiterkampf«, 9. März 1987  
**Nachdruck**
- Heinar Kipphardt** 2/85: Zergliederung einer Verstörung, Fragment
- Bradley S. Klein** 1/86: (mit Frank Unger) American Football
- Clemens Knobloch** 5/86: Hase und Igel in der Soziologie: Niklas Luhmann; 6-7/87: Über die erweiterte Reproduktion der Individuen; 1/88: (mit Stephan Dressler) Entweder — oder: Politische Romantik bei Alfred Andersch und Carl Schmitt
- Uwe Koch** 3/84: Die Nacheinundachtziger; 5/85: Das Nationalgefühl der Nachgeborenen; 12/85: Gehuckelt hat es; 8-9/86: Die Macht der Kommunisten
- Dieter Kramer** 4/85: "Sieghafte Hoffnungslosigkeit" — Thomas Mann und die Versprechungen des 8. Mai 1945
- Joachim Krausse** 10/85: Da kam etwas dazwischen, Neue Medien — Eine Quersumme
- Klaus Kreimeier** 11/85: Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück
- Franz Xaver Kroetz** 4/84: Der Weihnachtstod, Volksstück, Bayrisches Requiem
- Wolfgang Krohn** 2/85: Erzwingen Wissenschaft und Technik eine neue Ethik?; 3/88: Revolutionäre Wissenschaft — Zur Genese einer wissenschaftlichen Selbstverständigung; 4/88: Die Verschiedenheit der Technik und die Einheit der Techniksoziologie
- Hans-Jürgen Krysmanski** 3/84: Zehn Jahre Kontingenz — Der 22. Deutsche Soziologentag in Dortmund; 1/87: Perspektiven der Gesellschaftstheorie — Je größer die Fragen, desto kleiner die Form der Antworten
- Adam Kuckhoff** 4/86: Lessing — und kein Anfang!; Büchners Tod *Nachdruck* (eingeleitet von Agnes Hüfner)
- Hagen Kühn** 4/87: Am Fallschirm — Sozialpolitische Umverteilung und private Produktion; 8-9+10/87: Die rationalisierte Ethik — Zur Moralisierung von Krise und Krankheit, I+II
- Günter Kunert** 11/86: Notizen zur Geschichte
- Johannes Kuppe** 1/87: "Neues politisches Denken" auch in der DDR? *Dokumentation*
- Elisabeth Langgässer** 6-7/88: Die Sprache des Schriftstellers in Isolierung und dialogischer Begegnung
- Jacques Limburger** (vgl. Michael Charlier) 6-7/85: Die Schönheit des Flickenteppichs — Der unaufhaltsame Wiederaufstieg der SPD; 3/86: Die Kunst des Zusammenhangs oder Die Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur schwarzen Magie; 8-9/86: Der hl. Atom — Traktat von der Möglichkeit, eher auf den Tod als auf den Teufel zu verzichten
- Georg Lukács** 3/88: Es geht um den Realismus
- Peter Maiwald** 1+2+3+4/84, 2+4+6-7+8-9/85, 1+5/86: *Notizbücher* 1-10; 3/85: Maßnahmen; 8-9/85: Die Poesie; 1/86: Vivat Majakowski; 8-9/86: Entweder und Oder — Der Schriftsteller Günter Kunert; 2/87: Neue Gedichte; 10/87: Düsseldorfer Debatte 6-7/88

- Gangart**; 11/87: Neues Denken; 1/88: Der Nachtragende, Der Ahnungslose; 2/88: Die Wahrheit, Ein Tagwerk; 5/88: (mit Agnes Hüfner) Der Mensch sei positiv, das andere wird sich schon finden — Der Lyriker Heinz Czechowski; 6-7/88: 40. Nummer der Debatte — *Gedichte*
- Thomas Mann** 12/86: Brief, Neujahr 1936/37 (Die Bonner Aberkennung)
- Ludwig Marcuse** 11/86: Grabbe *Nachdruck* (eingeleitet von Peter Schütze)
- Rainer Marwedel** 10/86: Nachtflug: Disco als Lebensform
- Karl Marx** 10/87: Abschweifung (über produktive Arbeit) *Nachdruck*
- Otwin Massing** 1/88: Schließfach, Phantom — Bild, ...
- Charles L. McGehee** 11/85: Die Wagenburg, O-Ton Neokonservatismus
- Peter de Mendelssohn** 11/87: Die Beendigung der geistigen Isolation Deutschlands *Nachdruck*
- Jawaharlal Nehru** 5/85: Brief an Indira, 31. Juli 1933 *Nachdruck*
- Rupert Neudeck** 5/88: Vietnam im Jahr des Drachens — 1988 *Dokumentation*
- Michael Neumann** 5/88: Das Soziale — Ein Defizit der marxistischen Soziologie
- Thomas Neumann** 1/84: Ein ruhiges Land; 1/85: Grüne Hegemonie — Anmerkungen zu drei Büchern; 3/85: Bismarck auf dem Alexanderplatz, Ein Bericht; 4/85: Modern Times — Eine Paraphrase der letzten Rede Tschernenkos; 5/85: Der Einzige und sein Eigentum; 8-9/85: Angesichts einer offenen Tür — Ein ruhiges Land II; 11/85: Im Schüfftan-Spiegel gebrochene Hermunduren — Christoph Heins Roman Horns Ende; 2/86: Unter Umständen — Die Spur des Halleyschen Kometen - Eine Anregung von Norbert Elias; 8-9/86: Nicht gesellschaftsfähig — Gerd Fuchs' Entdeckung des Schinderhannes; 11/86: Neusprech — Eine sozialistische Grundlagendiskussion über neues Denken samt neuer Logik; 1/87: Minderheitsfähig — Über Günter Gaus' Buch »Die Welt der Westdeutschen«; 3/87: Honni soit qui mal y pense (-II); 5/87: Der Ausbruch einer Ketzerei — Hans Jörg Sandkühlers Humanismustheorie; 8-9/87: Das Riesen Spielzeug — Die bäuerliche Landwirtschaft ist an ihr Ende gekommen; 11/87: Helmut Schelskys »Ortsbestimmung der deutschen Soziologie« von 1959; 5/88: Karl Marx flog über das Kuckucksnest — Was ist geblieben von der großen Theorie?; 5/88: Der Sumpf — Antwort auf einen Leserbrief; 6-7/88: Supplement nachgelassener Debatten: Chamisso; *Zeitschriftenschau* — *Hinter dem Rücken der Avantgarde* 1+2+3+4/84, 1+2+3+4+5+6-7/85; *Zeitschriftenschau* 8-9/85: — Sozialdemokratische Sicherheitspolitik; 10/85: — (ohne Titel); 12/85: — Minister Fischer; 1/86: — Nicht Gutes besser —, Schlechtes anders machen — Sowjetunion heute; 3/86: — Die Entdeckung des Politischen im Sozialismus; 4/86: — »Arbeiterkampf« über Stammheim; 2/86: — Mit der Maus durch die Wand; 5/86: — Die Wiederentdeckung der Nation; 11/86: — (I) Nationale Kontinuität als Seelenarbeit; 12/86: — Hegel pickt, Hagel packt; 1/87: — (ohne Titel); 2/87: — Saint-Simons Frage zweiter Teil; 3/87: — (ohne Titel); 4/87: — Der deutsche sozialistische Ödipuskomplex; 5/87: — (ohne Titel); 6-7/87: — Faktor Mensch; 8-9/87: — "Gewerkschaftliche Kulturarbeit"; 10/87: — The girl I let behind me is every

day before me; 12/87: — Ein ruhiges Land III; 1/88: — (ohne Titel); 2/88: — Mensch-, Tier- und Pflanzenheit; 4/88: — Weh dir, daß du ein Enkel bist!; 5/88: — Der dreifache Genitiv — wieder unterwegs

**Arnhelm Neusüss** 1/84: Enttäuschte Gewißheit — Nachwort zur Krise des Marxismus; 3/84: Die Rekonstruktion des Konservativismus; 3/85: Hythlodaeus oder Die Entbehrliechkeit utopischen Denkens in der Moderne; 4/85: Fragen auf Wunsch von Herrn K.; 4+5/86: Die Ideologien und das Ideologische — Zur Eingrenzung eines unermeßlichen Problems, I+II; 10+11/87: Das utopische Zeitalter — Versuch, einen Rückblick vorauszusehen, I+II; 2/88: Die Paradigmen der politischen Wissenschaft — Ein Wörterbuchartikel; 4/88: Die Entdeckung des blinden Flecks — Epitaph für Mainzheim  
**Alfred J. Noll** 2/86: (mit Nikolaus Dimmel) VÖEST/Österreich - Sozialdemokratie und verstaatlichte Industrie

**Mustafa Önal** 4/85: Ich habe zwei Seiten; 8-9/85: Die Dichtung und ich  
**Michael Otte** 2/84: Können Maschinen denken? — Die Gottesfurcht vorm Denken der Computer; 1/85: Kunst und Wissenschaft oder Die individuell beförderte Einsicht in allgemeine Zusammenhänge; 4/85: Computer und menschliches Denken oder Die historische Objektivität des Subjektiven; 6-7/85: Die historische Objektivität des Subjektiven II; 11/85: Der direkte Weg des Denkens; 4/86: Wege durch das Labyrinth — Notiz über eine cartesische Methode; 6-7/86: Dritter Versuch über die Konsequenzen von Tschernobyl; 12/86: Wege durch das Labyrinth II — Die cartesische Methode und das Konzept der Komplementarität; 4/87: Verstand und Vernunft in Hegels »Wissenschaft der Logik« und anderswo; 2/88: Technik und Zufall; 6-7/88: Alan Turing (1912 — 1954)

**Heinrich Pachl** 5/87: Das Gerät; 2/88: (mit Matthias Beltz) Vergangenheitsbewältigung (Eine Büttenrede)

**Glen Pate** 8-9/85: (mit Bernhelm Booß) Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen

**Wilhelm Paul** 6-7/85: GroßMachtPolitik — Will das Mündel Vormund werden?; 10/85: Spiegelbilder: Spiegelgefechte — Die Intellektuellen und die Macht; 2/86: Lernprozesse mit ungewissem Ausgang — Schwierigkeiten einer besseren Union; 5/86: »Vom Geist der Wirtschaft« — Wie er von Walter Rathenau bis Edzard Reuter weht

**Ulrich Paulsen** 3/86: Folter in Brasilien *Nachdruck*

**Karl Pawek** 1/84: Die nützliche Mär von der bösen Gewalt; 3/84: Was ist an Zeus so lächerlich?; 4/84: Nicaragua, Ende November 1984; 3/85: Yankees raus!; 3/86: Durch Zucht zur Ordnung, Angst in der Sexualität — Die Funktion von Lustseuchen

**Hermann Peter Piwitt** 1/84: Ein Held wird geboren *Vorabdruck*; 6-7/86: Brief an meine Berliner (und anderen) Freunde

**Hans Platschek** 2/84: Das Privileg der Malerei — Ködelhuder Fragmente; 4/84: Die Umarbeitung der Venus — Aus der Geschichte der Zwei-Kulturen-Debatte, Über Trotzkis »Literatur und Revolution«; 8-9/85: Als die Bilder hinken

Düsseldorfer Debatte 6-7/88

lernten; 1/86: Der erste, der zweite und der dritte Blick — Erkennen und Wiedererkennen; 3/86: Laokoon-Lektüre, Über die Grenzen der Malerei und der Poesie; 8-9/86: Fellini's Faces; 10/86: Dürers Rhinoceros oder Kunst vom Hörensagen; 1/87: Das wahre Leben; 3/87: Dada und die Unsterblichkeit; 6-7/87: Ein Aufstand der Fiktionen; 6-7/88: 14 Arten, die Malerei zu beschreiben  
**Dieter Plehwe** 5/88: Wo die Sozialdemokratie noch eine redliche Hoffnung ist  
**Werner Post** 4/84: Wird die Sache der Armen verraten? Zum Verständnis von Marxismus in der Instruktion der Glaubenskongregation *Nachdruck*

**Ulrich K. Preuß** 2/86: Rechtsordnung und Friedenspolitik — Neuere Entwicklung und aktueller Stand

**Arne Raeithel** 1/85: Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen; 4/85: Mütter, Väter und Wunschmaschinenkinder; 6-7/85: Gegen eine technozentrierte Verkürzung des Historischen Materialismus; 10/85: Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz; 5/86: Über Mütterarbeit — Ein erneuter Versuch, den Reproduktionsprozeß ins Zentrum zu rücken

**Redaktion** 1+2+3+4/84, 1+2+4+5+6-7+8-9+11/85: HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden; 12/85, 1+2+3/86: HARAKIRI; *Dokumentationen*: 1/85: — Sie müssen verstehen, es ging alles wie von selbst — Ein Tonbandprotokoll; 5/87: — 40% leben von "Veredelung" — Agrarindustrie um Vechta (Unabhängige Bauernstimme); 10/87: — Mit der Würde des Hohen Hauses unvereinbar: Günter Grass; 12/87: — Briefwechsel Dubcek (Schiller)/Gorbatschow (Goethe); 4/88: — Forum Internum — Ein Fall wissenschaftlicher Verantwortung; 12/86: Gesamtinhaltsverzeichnis nach Autoren 1/84 bis 12/86; 12/87: - 1/87 bis 12/87; 6-7/88: — 1/84 bis 6-7/88; Miszellen, Editorials...

**Helmut Ridder** 2/84: Schluß und kein Dakapo!; 1/85: Nach dem Nichtbesuch oder Der Name des Andreotti; 2/85: Konzertanz in Grün — Die außenpolitischen Herztöne der BRD-Eliten und ihrer freiwilligen Fußvölker; 12/85: Der Jurist Wolfgang Abendroth; 1/86: Zur Korrektur deutsch-juristisch-weltanschaulicher Mutmaßungen über die Friedensstaatlichkeit der und in der Bundesrepublik Deutschland; 8-9/86: Über Bonn, Troja, die "Deutsche Frage" — und die Notwendigkeit, auch sozialphilosophischen Analysen und Betrachtungen ein vollständiges ereignisgeschichtliches Fundament nicht vorzuenthalten

**Roman Ritter** 2/84: Die Halogenlampe; 3/84: Taubenmist; 4/85: Der riesige Lenin; 5/85: Leningrad im März — *Gedichte*; 8-9/85: Die fortwährende Lustigkeit der Münchener Lach- und Schießgesellschaft; 8-9/86: Gespenstergeschichte

**Rossana Rossanda** 5/88: Togliattis Erbe oder Die Liquidierung des italienischen Kommunismus — *Dokumentation*

**Thomas Rothschild** 12/87: Bitte um eine Pause; 1/88: Die rückwärtsgewandte Utopie — Irrationalismus und Idylle bei Tarkovskij

**Peter Rühmkorf** 1/85: Lieber Ben; Letzte Mohikanerin; Durch dauernde Gedanken an dich...; Gegen ein selbstgenügsam in Kunst gefaßtes Leben

Düsseldorfer Debatte 6-7/88

Czeslaw Sawicki 6-7/86: Das Verbrechen, die Gefühle und die Wahrheit oder Der Film Shoah  
 Guy Scarpetta 11/86: Pasolini ohne Legende *Nachdruck*  
 Gerhard Scheit 3/88: Das Altern der modernen Literatur — Ästhetik nach Auschwitz bei Georg Lukács und Leo Kofler  
 Johannes Schenk 1/85: Mr. Niokis wird zur Reception gebeten; Postdampferkapitäne  
 Kalle Scherfling 11/85: Irrtümer; 6-7/86: Fluchtversuch; 10/86: Erste Hilfe; 11/86: Eishockey; 6-7/87: Das trojanische Kind + Lieber Ben — *Editorial*; 5/88: Kraule die Sau  
 Ronald M. Schernikau 1/84: Die Wahrheit ist westlich; 2/84: Ein Phänomen; 3/84: Über das Sonett; 2/85: Politik mögen  
 Norbert Schneider 3/86: Bastelei als Subversion? Zur Kritik der Philosophie Jacques Derridas  
 Michael Schneider 1/84: Bomben-Existentialismus; 4/85: Bettine von Arnim: Die Verbrecher; 1/87: Das Leben wird ein Epigramm — Zwei Szenen zu Georg Büchner; 2/87: Ketzerische Betrachtungen über den gegenwärtigen Literaturbetrieb, die Herren der kritischen Zunft und die Säulenheiligen des Feuilletons; 12/87: Teiresias im Exil — Zum 100. Geburtstag von Arnold Zweig  
 Robert Wolfgang Schnell 3/84: Ausgetrocknet  
 Peter Schütze 3/84: ...denn ein Göttertisch ist die Erde... Nachdenken über einen neuen Umgang mit Friedrich Nietzsche; 11/86: Ach, ein Schauspiel nur — oder Was ist Hamlet uns?  
 Lucien Sève 3/84: Die FKP nach dem Bruch des Linksbündnisses, Ein Gespräch von Johannes M. Becker  
 Konstantin Simonow 1/85: Das Vernichtungslager *Nachdruck*  
 Michael Springer 1/84: Inseln am Ende der Welt; 2/84: Thesen über Macintosh; 3/85: Transitorisch: Krupp, ferngesehen; 1/86: Wissenschaft, Technik, Intelligenz; 12/87: Beschreiben und Urteilen  
 Armin Steil 10/85: Selbstverwandlung und Ich-Opfer — Zur Ethik des Klassenverraths; 4/87: Eine "Psychoanalyse" des Sozialen — Pierre Bourdieus Theorie der symbolischen Gewalt  
 Dieter Süverkrüp 1/84: Gebet eines Dissidenten  
 Ralf Thenior 2/84: O(h), de Genever!; Monsieur Waldhelm; FANTasy-STÜCK; Tollhaus mit Schildwache...; Motz  
 Uwe Timm 4/84: Viele Wege führen nach Rom; 1/86: Der Lauschangriff, Hörspiel; 4/88: Notizen zu einer Ästhetik des Alltags  
 Karl Hermann Tjaden 8-9/85: Bemerkungen zum Technikfetischismus von WRL; 12/85: Die Bedeutung der >Wissenschaft von der Politik< Wolfgang Abendroths  
 Friedrich Tomberg 4/86: Peter Furth und der Frieden, Eine Kriegs-Erklärung  
 Hans-Ulrich Treichel/Jens Brockmeier 12/86: Die Zeit der Poesie  
 Hermann Treusch 2/87: Der Schauspieler eine fremde Ware — allen bekannt;

1/88: Alkohol, Applaus und andere Drogen  
 Frank Unger 10/85: Brief eines amerikanischen Neokonservativen an einen jüngeren linken Freund in der BRD; 12/85: Rationalität von Genf; 1/86: (mit Bradley S. Klein) American Football; 10/86: Amerikanische Lektüre — *Zeitschriftenschau*; 8-9/87: Auf der Suche nach einem neuen Amerika  
 Rafael de la Vega 4/84: Die Lukács-Rezeption in der Bundesrepublik; 2/85: Über Helden und Gräber; 3/85: Die Rezeption von Karl Korsch in der BRD; 4/85: Fragen auf Wunsch von Herrn K.; 5/85: Lenins Zwei-Kulturen-Theorie und Gramscis Kulturbegriff; 11/85: Das späte Ich - einige Bemerkungen zu Klaus Kreimeier; 1/86: Die Stimme, die in der Wüste dröhnt; Ernst Bloch - Prophet im Niemandsland; 5/86: Hegel und die "Dritte Welt", Anmerkungen zu einer fatalen Geschichtsphilosophie; 12/86 +1/87: Postmoderne Linke — Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken I+II  
 Maria Vonderbank 1/84: Stuttgart, Friedrichstraße; 2/84: Erlebtes  
 Margot Voß 1/87: Briefe an Heinrich Mann  
 Manfred Vosz 2+3/85: Auf beiden Seiten der Front - Eine Reise durch El Salvador I+II  
 Stephan Wackwitz 11/86: Selbstportrait mit Pete Townshend — Ein dialektischer Besinnungsbauzatz; 6-7/87: Das Hinterland der Vernunft — Drei Kinderbücher von 1954; 12/87: Die Welt im Fenster der Kammer des armen Poeten — Unterwegs zu einer Theorie des Angestelltenschriftstellers; 4/88: Nehrus Trau-rigkeit — Hans Magnus Enzensbergers Europa-Buch, gelesen in New Delhi  
 Uwe Wandrey 5/87: Rohrhydraulik und Kartieren — Ein Kamingespräch  
 Rolf Weggler 11/86: Zur letzten Instanz — Das Verhältnis Politik/Ökonomie in Marxismus und Systemtheorie  
 Johannes Weyer 6-7/85: Kontinuität oder Bruch — Die Nachkriegsplanungen des deutschen Kapitals 1943 ff.  
 Franziska Wiethold 2/84: Werden die Gräben wieder zugeschüttet? — Der Kampf um die 35-Stunden-Woche; 2/85: Die Balance des Widerspruchs — Arbeiterbewußtsein und Krise; 6-7/85: Wenn einfache Wahrheiten schwierig werden — Anmerkungen zu WRL; 11/85: Stabilität und Wankelmut — Mythen um den Kern der Arbeiterklasse und die Intelligenz; 8-9/86: Alles im Griff oder Die Angst vor dem Zweifel; 5/88: Ein Herz für Arbeitslose  
 WRL 5/85: Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus; 8-9/85: Gegen einen zivilisationskritisch aufgeblasenen feministischen Idealismus; 1+2/87: Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung — Thesen über Materialismus und Technik I+II  
 Rainer Zech 3/85: Vielfalt statt Einfalt — Aus der Diskussion der Friedensbewegung

*Louis Althusser: Die einsame Stunde der 'letzten Instanz' schlägt nie, weder im ersten noch im letzten Augenblick.*



F 7020 E  
017007772/00688/0001  
HERRN  
WOLFGANG ALBERS  
PFALZBURGER STR. 72 A  
1000 BERLIN 15